Herforder Zeitung

für Stadt und Land

Generalanzeiger für Stadt u. Landkreis Herford
Amtlicher Anzeiger für Stadt u. Landkreis Herford

Druck und Verlag von Fr. Kuhle, Herford.
Geschäftsstelle: Herford, Rennstraße 29/31. — Fernsprecher Nr. 82.

Diese Zeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage. Bezugspreis vierteljährl. 1.50 Mk., bei Postbestellung 1.85 u. Bestellgeld.

Regelmäßige unentgeltliche Beilagen:
Herforder Erzähler (täglich), **Am Pflug** (monatlich zweimal), **Haus und Hof** (monatlich zweimal), **Fabrik und Handwerk** (monatlich einmal), **Für Jäger und Naturfreunde** (monatlich einmal), **Mode für Alle** (monatlich zweimal).

Preis der einspaltigen Kleinzeile für Stadt und Landkreis Herford, Oeynhausen und Amt Rehme 12 Pfg., sonst 18 Pfg.

Nr. 289 — **Herford, Donnerstag, den 10. Dezember** — **1914**

Noch sechs unfähige russische Generäle.

W. T. B. **Großes Hauptquartier, 9. Dezember, vormittags. (Amtlich.) Eingegangen hier um 3 Uhr nachmittags.**

Westlich Reims mußte die Pechirie-Ferme, obgleich auch hier die Genfer Flagge wehte, von unseren Truppen in Brand geschossen werden, weil durch Flieger-Photographie einwandfrei festgestellt worden war, daß sich dicht hinter der Ferme eine schwere französische Batterie verborgen hatte.

Französische Angriffe in der Gegend Souain und gegen die Orte Varennes und Vauquois, am östlichen Argonnenwalde, wurden unter Verlusten für den Gegner zurückgeworfen.

Im Argonnenwalde selbst wurde an verschiedenen Stellen Boden gewonnen. Dabei machten wir eine Anzahl Gefangene. Bei den gestern gemeldeten Kämpfen nördlich Nancy hatten die Franzosen starke Verluste. Unsere Verluste sind erheblich geringer.

Aus Ostpreußen liegen keine neuen Nachrichten vor.

In Nordpolen stehen unsere Truppen in enger Fühlung mit den Russen, die in einer stark befestigten Stellung östlich Miazga Halt gemacht haben.

Um Lowicz wird weiter gekämpft.

In Südpolen haben österreichisch-ungarische und unsere Truppen Schulter an Schulter erneut erfolgreich angegriffen.

Oberste Heeresleitung.

*

Der österreichisch-ungarische Generalstabsbericht.

Wien, 9. Dezember, mittags. Amtlich wird gemeldet: In Westgalizien ist unser Angriff im Gange. In Polen dauert die Ruhe im südlichen Frontabschnitt an. Die ungesetzten Angriffe des Feindes in der Gegend von Gorlice scheitern nach wie vor an der Zähigkeit der Verteidigung. Unsere Truppen allein nahmen hier in der letzten Woche 2800 Russen gefangen. Weiter nördlich haben die Deutschen ihre Operation erfolgreich fort.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes:
v. Höfer, Generalmajor.

Während die von Lodz zurückgegangenen Russen sich an dem Flüßchen Miazga (südöstlich Lodz) in starken Feldstellungen festgesetzt haben und dadurch unsere Verfolgung wenigstens vorläufig zum Stehen gebracht haben, wird auf den äußersten Flügeln um Lowicz und auf der Strecke Piotrkow—Skierniewice noch um die Entscheidung gerungen. Diese Entscheidung aber wird zweifellos auch auf die weitere Entwicklung der Kämpfe an der Miazga zurückwirken. Die Miazga fließt ziemlich parallel der Bahnlinie, die sich von Piotrkow nach Warschau hinzieht. Diese Bahn und damit die einzige Verbindung nach der polnischen Hauptstadt zu behaupten, dürfte vorerst das Ziel des Feindes sein. Es wird von der Stärke des Druckes abhängen, den wir und unsere Verbündeten auf die russischen Flanken ausüben, ob ihm dies Vorhaben gelingt. Vorerst verlaufen die Kämpfe in Südpolen und Westgalizien durchaus aussichtsreich für uns. Unser Angriff schreitet vorwärts, und die Beute an Gefangenen ist schon jetzt recht ansehnlich. Vor allem erlitten die Russen bei der Wegnahme der Stellung Wieliczka-Dobczyce durch unsere österreichisch-ungarischen Waffenbrüder schwere Verluste. Je weiter aber der russische Südflügel zurückgedrängt wird, umsomehr läuft er Gefahr, rettungslos von dem Nordflügel abgedrängt zu werden, mit dem er ja schon seit einigen Tagen die Fühlung verloren hat. Und umso schwieriger wird es dem Nordflügel, sich an der Miazga zu behaupten, zumal da ja auch ihm die Ueberflügelung von Lowicz her droht.

Im Westen haben die Franzosen bei Souain südlich des Lagers von Chalons und am Ostrande der Argonnen Vorstöße unternommen, die aber überlich nicht dem Bedürfnis einer allgemeinen Offensive entsprechen — von der redet man im Hauptquartier überhaupt nicht mehr —, sondern die einen Druck, den unser Vorgehen in den Argonnen auf den Ostflügel der feindlichen Stellung ausübt, entgegenwirken sollten. Dieser Versuch ist, wie so viele schon, gescheitert. Der Feind hatte Verluste, kam aber nicht vorwärts.

Daß die Franzosen neuerdings ihre Batterien hinter dem Roten Kreuze decken, ist ein neuer Beweis für die Hinterhältigkeit, mit der die Franzosen nur ihre eigene militärische Ehre beflecken. Wir haben gewiß alle Hochachtung vor dem heldenmütigen Widerstande des französischen Heeres; solche Mittel, wie der Feind sie an der Kathedrale von Reims und jetzt wieder an der Pecherie Ferme gebrauchte, mindern nur diese Hochachtung. Die Verantwortung für die Nichtachtung der Genfer Flagge fällt ihm allein zu.

*

Sechs weitere russische Generäle als Sündenböcke.

Neu-Strelitz, 9. Dezember. Wie die „Landeszeitung" von ihrem Kopenhagener Berichterstatter erfährt, meldet die dortige Presse aus Petersburg, daß außer General Rennenkampf noch sechs weitere Generäle der russischen Westarmee ihrer leitenden Kommandostellen enthoben sind. Es verlautet, daß die abberufenen Generäle zur Verantwortung vor das Kriegsministerium beordert wurden.

*

Die revolutionäre Bewegung in Rußland.

Kopenhagen, 9. Dezember. Aus Petersburg wird dem schwedischen Blatt „Sozialdemokraten" gemeldet, daß das reaktionäre Regiment in Rußland stets ärger werde. Täglich finden viele Verhaftungen politisch Verdächtiger statt. Große Aufregung habe die Verhaftung von 5 Duma-Abgeordneten und 6 anderen Sozialdemokraten hervorgerufen. Offiziell versucht man, diese Verhaftungen mit der englischen revolutionären Verschwörung in Verbindung zu bringen. Der wahre Grund sei aber der, daß die sozialdemokratische Dumafraktion im Begriff gewesen sei, einen Bericht abzufassen, der an die sozialdemokratische Friedenskonferenz in Kopenhagen abgesandt werden sollte. Die Verhaftungen haben im Uebrigen große Demonstrationen hervorgerufen.

*

Das Elend in Russisch-Polen.

Zürich, 9. Dezember. Im „Secolo" schreibt Magrini: In Warschau verkehren ständig Militärzüge, die neue Truppen, namentlich Kosaken, an die Front bringen. Die Weichsel beginne zu frieren. Unausgesetzt kämen Züge mit Verwundeten von den Schlachtfeldern an. Viele Fälle von Tetanus liegen vor; einigen Soldaten sind Hände und Füße erfroren, eine Anzahl ist irrsinnig geworden. Die 27 vom polnischen Roten Kreuz eingerichteten Spitäler sind überfüllt. Immer noch ist der Andrang von Flüchtlingen nach Warschau außerordentlich groß. Der Krieg, der nun über vier Monate auf polnischem Boden tobt, habe Verwüstungen angerichtet, von denen man sich keinen Begriff machen könne. Tausende von Häusern lägen in Trümmern, Requisitionen und Plünderungen haben das ganze Land in vollständige Armut gebracht; vier Fünftel der industriellen Werke seien lahmgelegt. Die Bevölkerung befinde sich im furchtbarsten Elend.

*

Weshalb die Feldpost ausblieb.

Ein deutsches Armeekorps hatte am 11. November die russische Grenze überschritten. Die zugehörige Feldpostanstalt blieb auf Anordnung des Korpskommandos auf preußischem Boden in dem Orte N. (zugleich Eisenbahnstation) zurück, um die aus der Heimat ankommende Feldpost in Empfang zu nehmen. Das Korpskommando hatte der Feldpostanstalt beim Abmarsch erklärt, daß bei dem Fehlen von Eisenbahnverbindungen auf russischem Boden und den dort überaus schlechten Wegen eine Zuführung der Feldpost an die Truppen kaum möglich sein werde, zumal die Truppen in Eilmärschen vorgingen. Der Feldpostanstalt gelang es jedoch, noch bis zum 16. November wenigstens einen Teil der Post täglich durch Kraftwagen an das Korps heranzubringen. Die Schwierigkeiten der Beförderung waren außerordentlich groß, da die schon an sich miserablen Wege durch das ununterbrochene Fahren der Munitions- und sonstigen militärischen Kolonnen kaum noch passierbar waren. So befanden sich auf einer 30 Kilometer langen Strecke über 300, die ganze Straßenbreite einnehmende tiefe Löcher. Um ein Festfahren zu vermeiden, mußten an allen kritischen Stellen dicke Bohlen, die der Postkraftwagen mit sich führte, über die Straße gelegt werden. Am 16. November wurde auf Anordnung des Korpskommandanten die weitere Zuführung von Feldpost wegen der zu groß gewordenen Entfernung von der Truppen eingestellt. Erst am 3. Dezember, also nach 16 Tagen, ließ sich die Beförderung der Feldpost wieder aufnehmen. Da ähnliche Verhältnisse auch sonst auf dem östlichen Kriegsschauplatze in den letzten Wochen zeitweilig bestanden haben, erklärt es sich, weshalb die brieflichen Nachrichten zwischen unseren dortigen Truppen und der Heimat neuerdings längere Zeit ausgeblieben sind.

Die Schlacht unter der Erde.

Mailand, 9. Dezember. Dem „Corriere della Sera" wird aus London berichtet: Vom englischen Hauptquartier telegraphiert ein Augenzeuge eine interessante Beschreibung der letzten Kämpfe in Flandern. Er sagt, der Kanonendonner sei vermindert, daß im Vergleich mit der Szene vor einigen Wochen man sich fast Friedenszeit denken könne. Auch in Flandern, wie auf der Aisne habe der Kampf den Charakter einer Belagerung angenommen. Der Kampf werde unterirdisch geführt. Die Deutschen kämpfen nicht mehr in offenen Feldern, sondern legen zickzackartige Gräben an, deren Bau zu beobachten schußbereit gehaltene Gewehre verhindern. Nur den Kopf der Schanzen könne man an der herausgeworfenen Erde erkennen, aber dieses sei nicht mehr möglich, wenn es sich um blinde Schanzen handele, welche die Deutschen einen Meter tief unter dem Erdboden graben. Auf diese Art kommen die Feinde in sehr nahe Berührung, so daß Geschütze an den Gefechten nicht teilnehmen können.

*

Allgemeine Volksaushebung in Frankreich.

Berlin, 9. Dezember. Der Pariser „Matin" berichtet, der „Nat.-Ztg." zufolge, daß die französische Regierung von der demnächst zusammentretenden Kammer die Neueinberufung von fünf Jahrgängen der unausgebildeten Klassen 1872 bis 1877 fordern werde. Sollte es sich als notwendig herausstellen, so würde sich diesen Einberufungen eine allgemeine Volksaushebung anschließen. Um das Beunruhigende dieser Mitteilung zu mildern, fügt der „Matin" hinzu, daß die Maßnahme der Regierung nur einen Akt der Vorsicht bilde. Bisher sei es nicht gelungen, die Deutschen aus ihren Stellungen in Belgien zu verdrängen, was nur mit dem starken ziffernmäßigen Uebergewicht der Deutschen zu erklären sei.

*

Lob der deutschen Artillerie.

T.U. London, 9. Dezember. Einer der Korrespondenten der „Daily Mail" in Nordflandern berichtet, mit welch bewunderungswürdiger Genauigkeit die deutsche Artillerie jede Bewegung der feindlichen Automobile verfolgt. Sowie des Nachts ein Auto mit offenen Lichtern fährt, wird es sofort beschossen. Als an einem bestimmten Punkte der Front vor einigen Tagen eine große Anzahl Automobile versammelt waren, kam eine telegraphische Meldung des nächstgelegenen Ortes, in der ein höherer Offizier anbefahl, sofort die Automobillampen abzublenden, da sonst unweigerlich der Ort von den Deutschen beschossen würde. Bevor die Meldung noch dem kommandierenden Ortsbefehlshaber übermittelt war, kamen schon die deutschen Granaten und trafen eines der Hauptgebäude des Ortes, in dem mehrere hundert Mann untergebracht waren und zerstörten es vollständig. Auf jedes Automobil, das den deutschen Artilleristen oder Fliegern in Sicht kommt, wird geschossen und eine große Anzahl Automobile sind auf diese Art und Weise von den Deutschen vernichtet worden.

*

Englische Flieger heruntergeschossen.

Amsterdam, 9. Dezember. Nach einer Blättermeldung aus London wurde Lord Annesley mit einem englischen Offizier am 5. Dezember während eines Fluges über Ostende von den Deutschen herabgeschossen. Beide Flieger wurden getötet.

*

Zum Brande des Kriegslazaretts in Lille.

T.U. München, 9. Dezember. Zu dem Brande des Kriegslazaretts in Lille wird von privater Seite hierher gemeldet: Das Lazarett wurde von den Franzosen in Brand gesteckt. Zivilpersonen waren es offenbar, die das Feuer angelegt haben, um Verwirrung in die deutsche Besatzung der Stadt zu bringen. Alle Verwundeten wurden in größter Ruhe und Ordnung aus dem gefährdeten Gebäude geschafft. Es wurde kein einziger Unglücksfall durch das Feuer verursacht. Lediglich das Material und Gepäck der Schwestern und Verwundeten verbrannte. Es wurde versucht, während der Rettungsarbeiten auch die Schläuche zu beschädigen, was aber mißlang.

*

Militärische Maßnahmen gegen Ueberfliegen der Schweiz.

Karlsruhe, 9. Dezember. Um ein ferneres Ueberfliegen des Schweizer Gebietes durchaus unmöglich zu machen, wurden am Rhein in Eglisau und Kreuzlingen größere Abteilungen schweizerischer Gebirgsinfanterie, Artillerie und Maschinengewehrabteilungen stationiert.

Englische Rekrutierungssorgen.

Berlin, 9. Dezember. Aus London geht der „T. R." ein Bericht zu, dem wir folgendes entnehmen: Der Verlauf, den die Rekrutierung in England bisher genommen hat, ist durchaus nicht geeignet, Hoffnungen auf das Zustandekommen einer bedeutenden Streitmacht zu erwecken. Von den ungefähr 600 000 Mann, die sich bis zum letzten Drittel des Novembers für das Heer anwerben ließen, sollen mehr als 500 000 erklärt haben, daß sie sich ausschließlich für den Schutz des heimischen Bodens verwenden lassen wollen. Auf die großen Unternehmungen und Geschäftshäuser wird ein Druck ausgeübt, um sie zur Entlassung der wehrfähigen Angestellten zu bestimmen, die dann infolge ihrer Erwerbslosigkeit von den Werbern leicht zu gewinnen sind. Trotz aller Skrupellosigkeiten bei den Anwerbungen ist in dem Ergebnis ein zunehmender Rückgang zu verzeichnen. Die Verproviantierung wird sich immer schwieriger gestalten, da die sehr geringe Zufuhr von gefrorenem Fleisch schon jetzt Besorgnisse zu erregen beginnt.

*

Die Iren gegen England.

W.T.B. London, 9. Dezember. Wie die „Daily Mail" meldet, veranstaltete der irische Arbeiterführer James Larkin in den Vereinigten Staaten eine Propaganda gegen England. In einem Lokal in Philadelphia hielt er eine Rede, in der er die Irländer aufforderte, Geld, Waffen und Munition nach Irland zu senden für den glorreichen Tag der Abrechnung mit England. Warum sollte Irland in diesem Kriege für Großbritannien kämpfen? Was hat Großbritannien jemals für unser Volk getan? Wir werden für die Zerstörung des britischen Reiches und die Aufrichtung der irischen Republik kämpfen, nicht für die Erhaltung eines Feindes, der 700 Jahre lang die Gefilde Irlands mit Tod und Verwüstung überzog. Wir werden kämpfen, um Irland von der Umklammerung durch diese faule Rinde, genannt England, zu befreien. Bei diesen Worten brach das Publikum in stürmischen Beifall aus, und als der Vorhang aufging, standen auf der Bühne, mit Waffen in der Hand, eine Kompagnie irischer Freiwilliger und eine Abteilung deutscher Ulanen sich gegenüber. Die Kommandanten der Abteilungen kreuzten die Schwerter und schüttelten sich die Hände, während über ihnen deutsche und irische Fahnen entrollt wurden und das Publikum die Wacht am Rhein und God save Ireland sang.

*

Massenanfertigung von Sacheldraht.

W.T.B. London, 9. Dezember. (Nichtamtlich.) Aus Newyork wird gemeldet: Während der letzten Wochen wurden ungeheure Mengen Stacheldraht verkauft. Es besteht solche Nachfrage, daß nicht nur alle bereits bestehenden Fabriken mit Volldampf arbeiten, sondern neue Fabriken zur Herstellung des Artikels eingerichtet werden.

Japanische Spione in der Türkei.

T.U. Konstantinopel, 9. Dezember. Die Polizei hat gestern 7 Japaner festgenommen, die in verschiedenen übelberüchtigten Gasthäusern gewohnt hatten. Angeblich sind es Händler. Sie geben an, Chinesen zu sein; die äußeren Merkmale wider-

sprechen sich jedoch, sie hatten allerdings chinesische, von der chinesischen Botschaft in Paris ausgestellte Pässe. Merkwürdig ist, daß diese Händler als einzige fremde Sprache nur die deutsche beherrschen und ferner, daß sie sämtlich im Besitz von geographischen Karten waren. Man vermutet, daß ein Attentat auf die „Göben" und „Breslau" beabsichtigt ist.

Der Krieg und die Deutschen in Amerika.

Eine amerikanische Wochenschrift „Der literarische Sammler" hat den Versucht gemacht, eine ungefähr richtige Antwort auf die Frage zu finden, wie die Bevölkerung der Union über den Krieg denkt. Das Blatt sandte zu diesem Zwecke an die Redakteure aller bedeutenderen Zeitungen in den Vereinigten Staaten eine Umfrage über die Haltung und Parteinahme ihrer Zeitung gegenüber dem Krieg, sowie ihre Ansicht über die Parteinahme der Bevölkerung in den durch ihre Zeitung vertretenen Städten, Staaten oder Bezirken. Die Antworten, die aus der zweiten Hälfte des Oktober herrühren, stammen aus allen Teilen der Union; ihre Gesamtzahl beträgt 367. 242 Zeitungen erklärten darin, eine neutrale Haltung einzunehmen, 105 stellten sich auf die Seite unserer Feinde und nur 20 nahmen für Deutschland Stellung.

Ganz so ungünstig, wie es auf den ersten Blick erscheint, ist dieses Bild für uns nicht. Die fremdsprachigen Blätter blieben bei der Umfrage unberücksichtigt und es gibt weit mehr deutsche als französische oder sonstige, in anderen als englischer Sprache gedruckte Zeitungen in den Vereinigten Staaten. Sehr viel ändert dies freilich auch nicht an dem Gesamtergebnis der Umfrage. Die große Mehrheit der Deutschen in Amerika liest englische gedruckte Blätter; da aber die englische Sprache in den Vereinigten Staaten nichts mit englischer Politik zu tun hat oder nichts damit zu tun haben sollte, so könnte sich eine deutschfreundliche Stimmung in der amerikanischen Bevölkerung gerade so gut durch englische als deutschgedruckte Blätter geltend machen.

Wenn also auch die weitaus meisten Redaktion„ sich und ihrem Wirkungskreis eine neutrale Haltung zuschrieben, so muß es doch auffallen, daß unter denen, die sich nicht vor offener Parteinahme scheuten, nur 20 Stimmen auf die deutsche Seite entfielen, dagegen 105 auf die unserer Gegner. Das aber entspricht weder der Masse noch der Bedeutung des deutschen Elementes in Amerika. Die Bevölkerung der Union hat längst aufgehört, vorwiegend angelsächsisch zu sein, und vielleicht ist heute schon die Zahl der von Deutschen abstammenden Amerikaner so groß wie die der von Engländern abstammenden, zumal sich die Auswanderung aus Großbritannien immer größtenteils aus Iren zusammensetzte, die aber in der Union eine ausgesprochene deutschfreundliche Haltung einnehmen. Seit Jahrzehnten liefern übrigens Ost- und Südeuropa die meisten Einwanderer für die Union, daneben Schweden und Norwegen.

Man muß also annehmen, daß die Deutschen in Amerika entweder nur noch laue Freunde ihrer alten Heimat sind, wenn nicht gar in der Frage dieses Krieges Gegner, oder aber es weniger verstehen als Abkömmlinge der feindlichen Länder die öffentliche Meinung in der nordamerikanischen Union zu beeinflussen, ihre Ansichten im politischen Leben zur Geltung zu bringen. Zum Teil trifft wohl beides zu. Der Deutsche in der Union fühlt sich in erster Linie als Amerikaner und folgt willig den Grundströmungen amerikanischen politischen Denkens. Die amerikanische Politik aber ist in erster Linie antimilitaristisch orientiert. Weil die Bevölkerungen der amerikanischen Staaten bisher mit kleinen, vorwiegend Polizeizwecken dienenden Truppen ausgekommen sind, ärgert es die Nordamerikaner, daß die europäischen Kontinentalmächte in der internationalen Politik das Schwergewicht ihrer Militärmacht mit in die Wagschale werfen können, sie aber nicht. Daher rühren die eifrigen Bemühungen der amerikanischen Diplomatie, internationale Fr... durch Schiedsgerichtsverträge zu regeln, und so versteht man auch, weshalb sich die Amerikaner so leicht durch ihre englischen Vettern, durch das Schlagwort vom Kampfe gegen den deutschen Militarismus einfangen ließen. Allerdings haben die Ansichten der Amerikaner über den Militarismus seit einigen Jahren angefangen, sich zu wandeln; ihre vielen Mißerfolge in der internationalen Politik haben sie ihre militärische Schwäche empfinden lassen und auch der europäische Krieg wird auf sie in dieser Beziehung heilsam einwirken. Noch aber sträuben sie sich, zuzugeben, daß sich die gerechteste Politik ohne ein starkes Schwert in der Welt nicht durchzusetzen vermag, und da sie in der europäischen Politik nicht bewandert genug sind, um einzusehen, daß die kleinen Staaten Belgien und Serbien ihr Schicksal nur dem Umstande zuzuschreiben haben, daß sie sich von stärkeren Feinden einer freien wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung Gesamteuropas als Absperrungsmittel mißbrauchen ließen, so erscheint ihnen der deutsche Militärismus als der Hauptübeltäter. Wenn ein großer Teil der Deutschen in der Union dieser Denkungsweise erlegen ist, so sind wir im Reiche nicht von jeder Mitschuld freizusprechen. Nach dem Kriege wird es großer Anstrengungen bedürfen, um in der fortgesetzten politischen Aufklärung des Auslandes, in erster Linie durch innige Fühlungen mit unseren Landsleuten dort, Versäumtes nachzuholen.

Was unsere Gefangenen erzählen.

Von einem Kriegsfreiwilligen.

Der Zivilist, der in den Zeitungen von der großen Zahl unserer Kriegsgefangenen liest, kommt — und das ist nach den trüben Erfahrungen, die wir in der ersten Zeit gemacht haben, gut so — wenig oder gar nicht mit diesen Gefangenen in Berührung. Höchstens sieht er sie in den Konzentrationslagern von ferne. Anders der Feldsoldat, der die Gefangenen macht oder sie bewacht. Wer da draußen unter unseren Feldgrauen ein wenig Sprachkenntnisse besitzt, kann interessante Studien machen.

Ein englischer Infanterist, der einen Schuß durch den Unterkiefer bekommen hatte, lag vor Ypern fast in der Mitte zwischen den feindlichen Schützengräben, die hier nur etwa 30 Meter auseinander waren. Einen ganzen Tag hatte der arme Kerl dort schon gelegen, und sein Klagen und Wimmern tönte fortwährend an unser Ohr, mußte aber auch von den Engländern drüben gehört werden. Einer unserer Unteroffiziere machte den Engländern Zeichen, sie möchten den Verwundeten holen, wir würden nicht schießen. Als Antwort pfiff dem armen Unteroffizier eine Kugel am Ohr vorbei, und eine zweite traf ihn in die Schulter. In der Nacht versuchten drei Reservisten, an den Verwundeten heranzukommen. Kaum hatten die Engländer das Vorhaben bemerkt, als ein mörderisches Feuer auf die drei eröffnet wurde, sodaß sie unverrichteter Sache zurückkehren mußten. Erst in der Morgenfrühe gelang es, die Aufmerksamkeit der Feinde abzulenken und den Schwerverwundeten in den deutschen Schützengraben zu holen. Sprechen konnte der Mann nicht mehr, da die Wunde in Eiterung übergegangen war; aber als er in Sicherheit war, drückte er den beiden Feldgrauen, die ihn herausgeholt hatten, immer und immer wieder die Hand, zog aus seinen zahlreichen Taschen alles, was er an Tabak und Zigarettenpapier besaß und drückte es den Soldaten in die Hände. Es war schon ein alter Soldat, der in den Reihen seiner Kameraden vielleicht schon in Indien und Südafrika gefochten hatte, aber nie werden wir, die wir dabei gewesen sind, den Blick vergessen, den dieser Engländer zu dem Graben seiner Kameraden hinüberwarf, und nie dieses wütende ohnmächtige Schütteln der Faust.

Einen anderen rothaarigen Engländer nahmen wir eines Tages mitsamt seiner Ausrüstung gefangen. Als wir ihm an seinem eigenen Gewehre die Vorrichtung zeigten, die das Abschneiden der Geschosse ermöglicht, und ihm erklärten, daß seine Kameraden mit diesen Dum-Dum-Geschossen auf uns feuerten, tat der gerissene Gentlemen außerordentlich erstaunt und meinte: diese Erfindung hätten wohl die Deutschen gemacht, denn die Engländer hätten diese Schneidevorrichtung an dem Sicherungsflügel ihrer Gewehre bislang noch gar nicht gekannt. Der gute Mann ließ sich auch nicht verblüffen, als wir ihm aus seiner eigenen Patronentasche drei solche abgeschnittenen Patronen vorzeigten, sondern erklärte frech und fröhlich, die hätten wir ihm wohl erst in die Taschen praktiziert.

Aus gefangenen Indern ist weder mit guten Worten, noch durch Drohungen auch nur ein Wort herauszubringen. Die Leute sehen starr an ihren Wächtern vorbei und tun, als wenn die Deutschen auf der Welt überhaupt nicht vorhanden wären. Umso redseliger sind die Belgier. Belgische Soldaten stecken immer voller Neuigkeiten. Woher sie alles wissen, ist uns oft unklar gewesen, aber so oft einer von uns sich ihnen näherte, riefen sie ihn heran und fragten: „Wissen Sie schon, daß die Russen vor Berlin stehen?" — „Haben Sie schon gehört, daß Straßburg von den Franzosen genommen ist?" — Solche und andere Neuigkeiten wissen die Belgier immer, und wenn man mit Menschen- und mit Engelzungen redete, sie würden sich vom Gegenteil niemals überzeugen lassen.

Am interessantesten ist es, mit gebildeten Franzosen zu plaudern. Die Franzosen sind ewig erstaunt: einmal darüber, daß Deutschland so viele Soldaten hat, dann auch, daß alle belgischen Bahnhöfe von den Deutschen besetzt sind, und am allermeisten wohl darüber, daß sie so gut behandelt werden. Mehr als ein Franzose hat mir erklärt, daß die große Masse des französischen Volkes, soweit sie nicht selbst davon betroffen ist, dem Kriege teilnahmslos und unlustig gegenübersteht. Ein Kunstmaler aus Toulouse sagte mir: „Was wollen Sie? Was verstehe ich vom Krieg? Ich bin erst seit fünf Tagen Soldat und habe in diesen fünf Tagen zum erstenmal in meinem Leben mit einem Gewehr geschossen!"

Anderen wieder ist das Schicksal ihres Vaterlandes nicht so gleichgiltig, sie sind schwermütig und herabgestimmt, und wenn man sie fragt, dann klingt aus allen ihren Antworten immer wieder heraus: „Es hat ja doch alles keinen Zweck!" Und in dieses Gefühl der Nutzlosigkeit dieses Krieges gegen Deutschland mischt sich immer eine leise verhaltene Wut gegen die Engländer, die sie „so schmählich im Stich gelassen haben."

Ein grelles Schlaglicht auf diese Stimmung der Franzosen wirft eine kleine Begebenheit, die sich auf dem Bahnhofe in Courtrai ereignete. Ich stand mit aufgepflanztem Seitengewehr vor einem Viehwagen-Wache, in dem sich fünf Engländer und drei Franzosen befanden. Einer der Franzosen bat mich um eine Zigarette. Ich gab sie ihm und riet ihm — halb im Scherz —, er möge sich doch von seinen Freunden, den Engländern, die ja reichlich mit Tabak versehen seien, Zigaretten geben lassen. Darauf wandte der Mann den Kopf verächtlich zu den Engländern und knirschte durch die Zähne: Ah, il leur faut casser la tete!" Erstaunt brach ich in die Worte aus: „Aber das sind doch Eure Freunde?" Da lachte der französische Soldat geringschätzig auf: Oui, Monsieur, amis par force!" — Das also ist die Stimmung der französischen Soldaten gegen ihre englischen Freunde, und ganz ähnlich ist die der Engländer. Als ich einen Engländer fragte, wie ihm die französischen Soldaten gefielen, antwortete er lachend: „Sie sehen gut aus, aber im Feuer habe ich noch keinen gesehen!"

Herford und Minden-Ravensberg.

10. Dezember

Geheimrat Thode über deutsche Kunst.

(Vortrag im Verein für Kunstfreunde.)

Vom Verein für Kunstfreunde war zu Dienstag abend der auch hier rühmlichst bekannte Geheimrat Thode zu einem Vortrag über „Das Wesen deutscher Kunst, eine Besinnung auf Friedensaufgaben in Kriegszeiten" gewonnen worden. Die Veranstaltung, welche im Ev. Vereinshause stattfand, und deren Ertrag wohltätigen Zwecken dienstbar gemacht wird, erfreute sich eines sehr guten Besuches.

Geheimrat Thode über ein solches Thema zu hören, erfordert wahre Hingabe des wirklich Genießenden und aus dieser Hingabe heraus ein bedingungsloses Miterleben und Aufgehen des Lernenden in dem Stoffe des Lehrenden und seiner bezwingenden Art, zu entwickeln und zu fesseln. Gewiß wäre es paradox, wollte man bei einem solchen Vortrag in Thode den gewiegten Redner gegenüber dem erschöpfend darlegenden Gelehrten vergessen; was man aber begreifen muß in allem, was er uns eröffnet, ist, daß hier die rednerische Gabe ganz in den Dienst einer restlos sich der Kunst ergebenden Natur gestellt wird. Und darum wirken Thodes Ausführungen als eine frohe Botschaft, von der jeder Kunstliebhaber durstig trinkt — nicht etwa, weil sie Wahrheit enthält, sondern weil sie solche ist.

Einem tiefinneren Bedürfnis hat der Redner entsprochen, als er uns am Dienstag in fast zweistündigen Ausführungen eröffnete, worin das Wesen gerade deutscher Kunst besteht und welcher Friedensaufgaben wir uns danach in dieser schweren Zeit zu entsinnen hätten. Nachdem er in großen Zügen ein Stück Kunstgeschichte entworfen hatte, legte er auf Grund dieser Ausführungen die Tatsache des Vorhandenseins einer rein deutschen Kunst fest, kristallisierte sie aus den Einflüssen fremder Schöpfungen heraus als ein unumstößliches Besitztum der Heimat, des Vaterlandes, als etwas, worauf wir mit recht stolz sein sollen und das wir wahren müssen um jeden Preis, wie wir es stets gewahrt und ergänzt haben in jener Zeit, da noch holder Friede über Europa waltete. Losgelöst von jeder egoistischen Einzelbetrachtung faßte der Redner am Schlusse nochmals die Größe deutscher Kunst aus ihren verschiedenen Gruppen zusammen und wünschte in geradezu rührender Wärme, daß diese reinen Schöpfungen, was an uns sei, keinesfalls leiden dürften unter dem nichts schonenden Schritt dieser ehernen Zeit. Nach ihr aber werden neue Jahre neue Wege weisen, wie sie im Wesen deutscher Kunst von jeher geschrieben standen und die zu sieghaften Höhen führten, weil sie „von innen heraus," aus dem Göttlichen im Menschen entsprangen.

Zu welcher Größe uns die Kunst, schon in ihrer Theorie, emporhebt, wenn sie befreit von der Willkür des Mitsichselbstspielens, einzig als Entfesselung aus dem Zeitlichen, dem Alltagsbeschränkten, sich bietet, wird jedem am Dienstag abend klar geworden sein. Geheimrat Thode zeigte uns ein Stück dieser Wundergröße und dafür zollte ihm die Zuhörerschaft ehrlichen Dank. y

---

Feldpost-Briefe.

Nahrungsmittel-Mangel im Osten.

Lieber Onkel! Deine Liebesgaben sind gut übergekommen. Herzlichen Dank. Wir sind hier in einem Gelände, in dem alle Lebensmittel fehlen. Die Bestände der Bewohner sind vollkommen verschwunden. Es gibt kein Ei und kein Huhn mehr. Auch Schweine sind selten, Schlachtvieh holen wir fast immer nur aus der Feuerlinie heraus, denn hinter der Front gibt's nichts mehr. Aber trotzdem merkt man uns nichts an. Stimmung hervorragend. Dein Neffe G. . . .

*

Wie in Amerika geschwindelt wird.

Herr Heinrich Siebrasse hier, Lockhauserstraße 34 wohnhaft, stellt uns einen Brief seines Schwagers Heinrich Richter, der seit langen Jahren in Oklahoma (Nordamerika) ansässig ist, zur Verfügung. Das Schreiben von jenseits des großen Teiches ist hochinteressant zu lesen, vor allem deswegen, weil es zeigt, wie unsere Feinde alle Welt mit ihren Lügennachrichten überschwemmen. Der Amerikaner schreibt z. B.: „Hier verbreiten die Zeitungen die Nachricht, daß am 27. und 28. Okt. 20 000 deutsche Soldaten in einen Fluß getrieben und ertrunken sind. Die Engländer und Franzosen sollen aber nur 100 Mann verloren haben. Die Könige von Rußland und England werden am 1. Weihnachtstage in Berlin zu Mittag essen, heißt es weiter. Frankreich soll von deutschen Soldaten frei sein." In welcher Angst unsere Landsleute jenseits des großen Teiches leben, beweist folgender Satz in dem Richter'schen Briefe: „Ich hoffe, daß dieser Brief in Deutschland ankommt, bevor es zu Frankreich gehört."

Diese Proben zeigen hinreichend, in welch unverschämt frecher Weise die Amerikaner von einem Teil ihrer Zeitungen belogen und betrogen werden. Augenblicklich soll dort allerdings, wie neuere Nachrichten erkennen lassen, die Stimmung zu unsern Gunsten etwas umgeschlagen sein.

*

Wie die Franzosen deutsche Zivilgefangene behandeln.

Ein hier dienender 17er übergibt uns einen Brief seiner Schwester, die fünf Jahre in Paris als Dienstmädchen in Stellung war und bei Ausbruch des Krieges festgenommen wurde. Wir entnehmen daraus: Am 10. August wurde ich verhaftet und mit vielen andern Deutschen gleich in einen Viehwagen gebracht, ohne gegessen und getrunken zu haben. Am andern Tag fuhren wir bis Angers. Hier wurden wir um 2 Uhr nachmittags ausgeladen. Dann führten uns 50 Soldaten aufs freie Feld vor der Stadt, wo wir 14 Tage lang

unter freiem Himmel

lagen. Du kannst Dir vorstellen, wie mir zumute war, zumal es auch mehrere Tage geregnet hatte. Die Kleider mußten auf dem Leibe trocknen. Ich wurde krank und bekam Lungenentzündung. Zehn Tage lag ich todkrank im Spital. Als es mir einigermaßen besser ging, kam ich in eine Kaserne, wo bereits 1500 Deutsche waren. Jedem wurde ein Bund Stroh hingeworfen. Und so mußten wir schlafen, Mäuse und Ratten leisteten uns Gesellschaft. Unsere Nahrung bestand täglich in zwei Tellern Suppe und einem Stückchen Brot. O, was könnte ich Dir davon alles erzählen! Drei Monate war ich in diesem Pestraum untergebracht. Da ich Elsässerin war, erhielt ich Anfang November Erlaubnis zum ausgehen. Ich ging zum Präfekten und bat um Erlaubnis, mir ein Zimmer zu mieten, die ich auch erhielt. Für 20 Franks habe ich mir dann ein Zimmer gemietet und mir Arbeit als Näherin in einer Fabrik gesucht, wo ich 2,25 Frank verdient habe täglich. Am Sonntag, den 22. Nov., bekam ich die Erlaubnis zur Rückkehr. Am Donnerstag bin in Singen angekommen. Ich kann Dir nicht sagen, wie gut wir empfangen wurden von den Deutschen. Während der Reise bis in unsere liebe Heimat erhielt ich auf allen Stationen durch Damen vom Roten Kreuz Essen und Trinken. Wie groß war die Freude im Elternhaus!

Herzlichen Gruß

Deine Schwester Juli Stre. . . .

---

m **Erster städtischer Seefischmarkt.** Der von unserer Stadtverwaltung auf dem heutigen Wochenmarkt abgehaltene freihändige Verkauf von Seefischen, hauptsächlich Kabliau und Schellfisch, hat einen vollen Erfolg zu verzeichnen. Gleich bei Eröffnung des Marktes war der Andrang der Käuferinnen bereits sehr stark, und er hielt unvermindert an, bis gegen 10 Uhr der ganze Vorrat, mehrere große Körbe voll, verkauft war. Dieser erste Versuch, zu dem wohl mit Absicht eine nicht so große Menge gewählt worden war, muß vollauf befriedigen. Die Stadt gedenkt bekanntlich, diese Einrichtung beizubehalten und allwöchentlich auf dem Donnerstags-Markt Seefische verkaufen zu lassen. Näheres wird jeweils Dienstags in der Markthalle bekannt gegeben.

r **Vom Kleinbahnhof.** Der Lehm- und Sandhügel am Kleinbahnhof, der neue Bahndamm, wird immer höher und breiter. Nach Osten hin ist das Gebäude durch ihn bereits vollständig von der Außenwelt abgeschlossen. Tag für Tag keuchen die kleinen Lokomotiven oftmals bergauf und schaffen Erdwagen auf Erdwagen von dem abzutragenden Gelände am Bahnübergang bei Norig dorthin. Viele fleißige Hände ebnen sie rasch ein. In umgekehrter Weise gehen die Arbeiten am unteren Ende der kleinen Bahn weiter, wo die ansehnliche Bodenerhöhung durch Benutzung des Baggers bereits stark zusammengeschrumpft ist. Am Ersatzübergang hinter Norigs Hotel und am Neubau des Kleinbahnhofs wird ebenfalls rüstig geschaffen.

Amt Herford-Hiddenhausen.

Schwarzenmoor, 9. Dezember. Der Kriegsfreiwillige Gustav Eickhoff, sonst Schwarzenmoor 98, „jetzt in einem Schützengraben in Frankreich liegend," sendet uns einen poetischen Bericht über seine Erlebnisse und bittet uns, auf diesem Wege alle Bekannten zu grüßen.

Amt Enger.

Enger, 9. Dezember. In der kürzlich abgehaltenen Stadtverordnetensitzung wurde folgendes beschlossen: 1. Es hat sich seit längerer Zeit schon das Bedürfnis herausgestellt, für die Stadt Enger einen 2. Gemeindevorsteher-Stellvertreter einzusetzen. Jetzt ist die Notwendigkeit besonders hervorgetreten dadurch, daß der erste Gemeindevorsteher-Stellvertreter Heckewerth seit längerer Zeit krank ist und der Gemeindevorsteher Sattelmeier Nordmeyer sich seit einiger Zeit krank fühlt, so daß er Urlaub zu haben wünscht. Heckewerth wird voraussichtlich in absehbarer Zeit sein Amt noch nicht in vollkommenen Umfange wieder aufnehmen können. Um nun auf alle Fälle eine gesetzliche Vertretung der Stadt zu haben, wählte die Stadtvertretung den Sattlermeister Gustav Niehaus in Enger zum 2. stellvertretenden Gemeindevorsteher auf die Dauer von 6 Jahren. 2. Es wurde beschlossen, den im Felde stehenden Enger'schen Soldaten zu ge-

gemeiner Zeit ein Liebesgaben-Paket zu übersenden. Die näheren Vorbereitungen wurden getroffen.

Bünde, 9. Dezember. Das Eiserne Kreuz 2. Kl. erhielt für hervorragend tapferes Verhalten vor dem Feinde Pionier Keminer, 1. Feld-Pionier-Komp., Westf. Pionier-Bat. Nr. 7, 7 Armeekorps.

Bad Oeynhausen, 9. Dezember. Nach dem Ergebnisse der Personenstandsaufnahme vom 17. Okt. 1914 zählte die Stadt an diesem Tage 4766 Einwohner und zwar: 1487 männliche und 2318 weibliche über 14 Jahren und 961 Kinder. Im Vorjahre betrug die Einwohnerzahl an demselben Tage 4976. Die Verminderung hat ihre Ursache in dem Kriegsausbruch (Eintritt zur Fahne, Verminderung des Personals und dergl.)

Handelskammer Bielefeld.

Protokoll der Sitzung vom 4. Dezember 1914.

Anwesend sind die Herren: Kommerzienrat Paul Delius, Karl Baumhöfener, J. C. Friedrich Buddeberg, Max Dreyer jun., Julius Gunst, Wilhelm Huber, Walter Nagel, C. W. Becker, H. W. Meyer, Eduard Linneweh, Wilhelm Schrader, Rudolf Brülle, Ph. Thoholte, Direktor Salli Windmüller, Max Dittmann und Carl Stahl. — Entschuldigt sind die Herren: Konrad Detring, Direktor Gräber, Gottlieb Buskühl, Kommerzienrat Böckelmann, Moritz Hochheimer, Wilhelm Oppermann und Kommerzienrat Güth.

Vor Eintritt in die Tagesordnung widmet der Vorsitzende der Kammer, Herr Kommerzienrat Paul Delius, ehrende Nachrufe dem verstorbenen Handelskammermitgliede Herrn Carl Kranefuß sen. aus Herford und dem am 18. Oktober in Frankreich gefallenen wissenschaftlichen Hilfsarbeiter der Kammer Herrn Dr. Simroth.

Nachdem das Protokoll der letzten Sitzung der Handelskammer vom 4. September 1914 genehmigt ist, wird in die Beratung der Tagesordnung eingetreten.

Die Wählerlisten der für den Stadt- und Landkreis Bielefeld und den Stadtkreis Herford und die Aemter Enger, Herford-Hiddenhausen u. Spenge des Landkreises Herford vorzunehmenden Handelskammer-Ersatzwahlen haben die vorgeschriebene Zeit öffentlich ausgelegen. Da Einsprüche gegen die Listen nicht erhoben worden sind, erklärt die Kammer die Listen nunmehr für festgesetzt. Zum Wahlkommissar für die Ersatzwahl in Bielefeld wird Herr Kommerzienrat Paul Delius und zu dessen Stellvertreter Herr Walter Nagel und zum Wahlkommissar für die Ersatzwahl in Herford Herr Eduard Linneweh und zu dessen Stellvertreter Herr Kommerzienrat Wilhelm Böckelmann gewählt. Die Wahl in Bielefeld findet am Freitag, den 18. Dezember 1914, vormittags von 11 bis 12 Uhr, die Wahl in Herford am 19. Dezember vormittags 11 Uhr statt.

Die Kammer stellt die Vorschlagsliste für die für 1915 vorzuschlagenden Handelsrichter auf. Es werden vorgeschlagen zu Handelsrichtern die Herren: Carl Reyscher, Friedrich Reckmann, J. C. Friedrich Buddeberg, Carl Dornbusch, Walter Nagel und Carl G. Bertelsmann, zu stellvertretenden Handelsrichtern die Herren: Eduard Gößling, Carl Stahl, Wilhelm Huber, Wilhelm Bitter, Erich Nordmeyer und Paul Oltrogge.

Von der Kammer war beantragt worden, daß die

Polizeistunde

für diejeigen Gastwirtschaften und Speiseanstalten, die vor Ausbruch des Krieges bis 1 Uhr und noch später geöffnet sein durften und jetzt um 11 Uhr schließen müssen, auf 12 Uhr festgesetzt werden möge. Ferner hatte die Kammer die Wiederzulassung des

Verkaufs von Alkohol

über die Straße auf dem Lande und in kleineren Landstädten befürwortet. Für beide Anträge war die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit einer Beschränkung des Alkoholverbrauchs in Kriegszeiten innerhalb gewisser Grenzen für durchaus begründet anerkannt, gewünscht wurde nur die Vermeidung von Härten im Interesse der Gewerbetreibenden, die bei der Herstellung und dem Vertriebe von alkoholhaltigen Getränken in Frage kommen.

Gegen diese Eingabe ist von den in Bielefeld vertretenen Abstinenzverbänden eine öffentliche Bekanntmachung in den Zeitungen erlassen worden. Durch einen Bericht des Syndikus der Kammer ist diese Bekanntmachung einer Kritik unterzogen worden.

Die Kammer erklärt sich mit den in dieser Angelegenheit getanen Schritten einverstanden und beschließt, für die diesbezüglichen Interessen des Alkoholgewerbes weitr einzutreten. Zur Vorbereitung der zu ergreifenden Maßnahmen wird eine besondere Kommission eingesetzt.

Nach ergänzenden Feststellungen der Kammer ist die Polizeistunde für die Gast- und Speisewirtschaften in folgenden Städten auf 12 Uhr festgesetzt: Cöln, Barmen, Elberfeld, Düsseldorf, Crefeld, Münster i. W., Minden i. W., Frankfurt a. Main, Cassel, Wiesbaden, Geestemünde, Harburg, Lüneburg, Göttingen, Wetzlar und Verden (Aller). In Hannover und Iserlohn werden die Gast- und Speisewirtschaften um 1 Uhr nachts geschlossen, in Coblenz um 2 Uhr.

In Bonn besteht für einige wenige Lokale ausnahmsweise Polizeistunde.

In Arnsberg ist um 11 Uhr Polizeistunde. Ausnahmen bis 1 Uhr werden allen Wirtschaften, die Gäste beherbergen, gestattet.

In Solingen und Lennep ist die Polizeistunde auf 11 Uhr, für Sonnabend und Sonntag auf 12 Uhr festgesetzt.

Auf Grund einer weiteren Umfrage der Kammer im Bezirk der Handelskammer Bielefeld ist mit drei Ausnahmen festgestellt, daß für den Wirtshausverkehr die Stunden von 8 bis 12 Uhr beziehungsweise 1 Uhr abends die gewinnbringendste Zeit ist.

Der Syndikus berichtet über die

Wirtschaftslage des letzten Vierteljahres.

Die Kammer beschließt, den Bericht in der nächsten Nummer der Mitteilungen der Handelskammer zu veröffentlichen.

Der Vorsitzende der Kammer nimmt Veranlassung, den Beamten der Handelskammer die Anerkennung der Kammer für die sachgemäße und pflichttreue Erledigung der der Kammer seit Ausbruch des Krieges erwachsenen und erheblich vermehrten Aufgaben auszusprechen.

Die Kammer wählt zu Mitgliedern für den Bezirks-Eisenbahnrat Hannover-Münster Herrn Kommerzienrat Paul Delius in Bielefeld und zu dessen Stellvertreter Herrn Carl Stahl in Gütersloh und für den Bezirks-Eisenbahnrat Frankfurt a. M. Herrn Kommerzienrat Paul Delius in Bielefeld und zu dessen Stellvertreter Herrn Rudolf Brülle in Lippstadt einstimmig wieder.

Die Kammer nimmt Kenntnis von nachstehender, an den Staatssekretär des Innern gerichteten Eingabe:

„Ueber die Bekanntmachung des Bundesrats betreffend

Höchstpreise für Speisekartoffeln

vom 28. Oktober 1914 sind in beteiligten Kreisen Zweifel entstanden. Nach § 1 dieser Bekanntmachung kommt beispielsweise für Westfalen und zwar für bessere Sorten ein Höchstpreis von 2,95 ℳ in Frage. Zu diesem Höchstpreise würden die betreffenden Städte nach § 3 der Bekanntmachung gezwungen sein, die in ihrem Bezirk produzierten Kartoffeln abzugeben. Zu dem Bezirk, dem Westfalen, ausschließlich des Regierungsbeirks Arnsberg und des Kreises Recklinghausen, zugeteilt ist, gehören die preußischen Provinzen Schleswig-Holstein, Hannover usw. Wie ist die Sachlage nun, wenn es sich um Kartoffeln handelt, die nicht in dem eigenen Bezirk produziert, sondern aus anderen Teilen Deutschlands oder gar dem Auslande, z. B. Holland, bezogen worden sind? Nach unserem Dafürhalten unterliegen diese Kartoffeln nach dem Wortlaut des Gesetzes dem Höchstpreise nicht. Wenn also eine Stadt in Westfalen für ihre Bevölkerung Kartoffeln der bezeichneten Art ankauft, würde sie an die Innehaltung eines Höchstpreises überhaupt nicht gebunden sein. Ist diese Annahme richtig? Hierüber herrscht Ungewißheit, und die beteiligten Städte zögern, weiter vom Auslande den vorhandenen Bedarf zu decken, weil die ausländischen Kartoffeln an Ort und Stelle mehr kosten, als der festgesetzte Höchstpreis und die Städte nicht das Risiko tragen können, bei der Abgabe der Kartoffeln an die Verbraucher ganz erhebliche Einbußen zu erleiden. Im Interesse der Städte und ihrer Verbraucher liegt es, hierüber so umgehend wie möglich aufgeklärt zu werden, da jetzt noch die Möglichkeit besteht, Kartoffeln aus Holland in größeren Mengen zu beziehen.

Ferner gelten nach § 1 Abs. 3 die Höchstpreise nicht für Verkäufe, welche eine Tonne nicht übersteigen. Danach wären die Städte befugt, gegenüber Lieferungen unter 20 Zentner sich nicht an die Höchstpreise zu halten. Wir bitten, uns mitzuteilen, ob auch diese Annahme zutrifft.

In Anbetracht der Dringlichkeit der aufgeworfenen beiden Fragen bitten wir Euer Exzellnz, wenn möglich, um telegraphische Benachrichtigung."

Auf die Eingabe der Kammer vom 9. November 1914 betreffend Mißstände bei der Vergebung von

Heereslieferungen

ist der Handelskammer unterm 2. Dezember folgender Bescheid vom Kriegsministerium zugegangen.

„Die Mißstände, die sich bei der Beschaffung des nach Ausbruch des Krieges plötzlich eingetretenen hohen Kriegs-Heeresbedarfs eingestellt hatten, sind der Heeresverwaltung bekannt. Es ist bereits Vorsorge getroffen, daß sie beseitigt werden. Damit wird auch dem von der Handelskammer ausgesprochenen Wunsche Rechnung getragen."

Aus Nachbarschaft und aller Welt.

Lippische Fürstentümer.

Bad Salzuflen, 9. Dezember. Der vorgestrige Markt machte sich bei den Fehlen jeglicher Karussels, Drehorgeln, Schau- und Spielbuden in der Stadt kaum bemerkbar. Der Vieh- bezw. Schweinemarkt war bekanntlich aufgehoben, sodaß auch der Zuzug vom Lande fehlte. Nur der Krammarkt fand in gewohnter Weise statt. — Ihre Silberhochzeit begingen gestern die Eheleute Heinrich Merkel, Begastraße. — Das Eiserne Kreuz erhielt der Unteroffizier im 55. Inf.-Reg. Friedrich Brakhage, Obere Mühlenstraße, Sohn des kürzlich verstorbenen Maurers Brakhage. Ferner erhielten das Eiserne Kreuz: der Kavallerist Fritz Berke, Stiefsohn des Stellmachers Loges, und der Reservist Adolf Büker, Sohn des Invaliden H. Büker.

Detmold, 9. Dezember. Dem 3. Bataillon Res.-Inf.-Regt. Nr. 15 sind reiche Liebesgaben aus der Heimat zugegangen. Alle konnten mit Gaben bedacht werden. Da es nicht möglich ist, allen den freundlichen Spendern, welche unser in Liebe gedacht haben und allen denen, welche sich in aufopfernder Weise um das Zustandekommen und der Beförderung der reichen Sammlung bemüht haben, einzeln zu danken, bitte ich im Namen sämtlicher Angehörigen des Bataillons auf diesem Wege unsern herzlichsten Dank aussprechen zu dürfen. Dr. Schafft, Stabsarzt der Res. und Bataillonsarzt.

Das Befinden des Kaisers.

W.T.B. Berlin, 9. Dezember. Seine Majestät der Kaiser hat auch heute noch nicht das Bett verlassen können, aber den Vortrag des Chefs des Generalstabes des Feldheeres über die Kriegslage entgegen genommen.

*

Kriegsminister von Falkenhayn endgültig Chef des Generalstabes.

W.T.B. Berlin, 9. Dezember. (Amtlich.) Generaloberst v. Moltke hat seine Kur in Homburg beendet und ist hier eingetroffen. Sein Befinden hat sich erfreulicherweise erheblich gebessert, ist aber doch noch immer so, daß er bis auf weiteres nicht wieder ins Feld gehen kann. Seine anderweitige Verwendung ist in Aussicht genommen, sobald sein Gesundheitszustand es gestattet. Die Geschäfte des Chefs des Generalstabes des Feldheeres sind dem Kriegsminister Generalleutnant v. Falkenhayn, der sie bei Erkrankung des Generaloberſten v. Moltke vertretungsweise übernahm, unter Belassung in dem Amte als Kriegsminister endgültig übertragen worden.

*

Die Schulden des Sturzfliegers Pégoud.

Frankfurt a. M., 9. Dezember. Der bekannte französische Sturzflieger Pégoud ist bei Ausbruch des Krieges von Frankfurt a. M. abgereist, ohne seine Schulden zu bezahlen. Er wird jetzt von seinen Gläubigern verklagt.

*

Die innige Waffenkameradschaft.

Berlin, 9. Dezember. Der Kriegsberichterstatter des „B. T." meldet aus dem Kriegspressequartier von gestern: Die großen Entscheidungskämpfe in Polen und Westgalizien haben die bisherige Waffenkameradschaft der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen zum allerinnigsten Zusammenarbeiten verstärkt. Bei der Einnahme von Lodz kämpfte k. und k. Kavallerie inmitten der deutschen Armeen. In den Kämpfen an der Warthe hatte eine deutsche Armee die Position zwischen zwei österreichisch-ungarischen Armeen und operierte gemeinsam mit ihnen; in Westgalizien, wo jetzt die Offensive erfolgreich eingesetzt hat, unterstützt ein deutscher Truppenverband das k. u. k. Heer. In Oesterreichisch-Schlesien und Galizien passierende deutsche Soldaten fanden bei der Zivilbevölkerung die denkbar herzlichste Aufnahme.

*

Erpressung in einem französischen Gefangenenlager.

Berlin, 9. Dezember. Das „Berliner Tagebl." schreibt: „Dieser Tage erhielt ein Berliner Kaufmann eine Feldpostkarte aus einem Gefangenenlager in Frankreich; die Karte rührte von einem nahen Verwandten des Kaufmanns her, der als Zivilgefangener von den Franzosen festgehalten wurde. Man freute sich hier in Berlin herzlich über das Lebenszeichen und noch mehr darüber, daß es auf der Karte hieß: „Mir geht es sehr gut, macht Euch keine Sorge!" Zum Schlusse bat der Absender noch um die Uebersendung von hundert Mark, um sich einige Annehmlichkeiten verschaffen zu können. Freudigen Herzens machte man sich sofort daran, die nötigen Schritte zur Absendung des Geldes zu tun — Da fielen einem Familienmitgliede allerlei Krakelzeichen am Rande der Karte auf. Man schaute näher hin und siehe: es waren stenographische Schriftzeichen. Man holte einen Kurzschriftkundigen herbei, der die geheimnisvolle Notiz entzifferte, und da stand nun, heimlich hingekritzelt an den Rand der Karte: „Schickt kein Geld, denn wir kriegen doch keinen Pfennig in die Hände. Man enthält uns alles vor; ich mußte nur nach Geld schreiben, weil mich unser Aufseher dazu zwang, um die Summe dann selbst in die Tasche zu stecken."

Hannover, 10. Dezember. Zufolge kriegsministeriellen Erlasses werden in nächster Zeit dem Magistrat vier eroberte russische Feldgeschütze leihweise zur öffentlichen Ausstellung überlassen. Der Magistrat beabsichtigt, die Geschütze, sobald sie eingetroffen sind, vor dem Rathause aufzustellen. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß auch Generalfeldmarschall von Hindenburg sich lebhaft für diese Angelegenheit interessiert hat.

Köln, 9. Dezember. Die Strafkammer verurteilte den Schneider Louis Escher zu zwei Jahren Gefängnis und vier Wochen Haft, weil er als angebliches Mitglied des Roten Kreuzes mit falschen Papieren zahlreiche Leute zu Zahlungen und Beiträgen für das Rote Kreuz veranlaßte, die er dann für sich verwandte.

Voraussichtliches Wetter.

Mild und zeitweise heiter, aber sehr veränderlich mit etwas Regen und lebhaften südlichen Winden.

Geschäftliches.

Den goldenen Preis hat die bekannte Verlagsbuchhandlung W. Vobach u. Co., Berlin, Leipzig, Wien, Zürich, auf der Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik (Bugra), Leipzig 1914, für hervorragende Leistungen auf verschiedenen Gebieten der Technik erhalten. Der Ausstellungsraum der Firma W. Vobach u. Co. bildete einen besonderen Anziehungspunkt für jeden Ausstellungsbesucher.

Lichtspielhaus Wittekind

Nur noch heute!

Der Geisterspuk im Hause des Professors!

Drittes Abendteuer des berühmten Detektivs **Stuart Webbs.**

Äusserst spannendes DETEKTIV-DRAMA in 3 Akten, verfasst und in der Hauptrolle gespielt von Ernst Reicher.

In Bezug auf Darstellung, Regie und photographische Wiedergabe steht dieser Film auf der Höhe, auch lässt die Handlung an Klarheit und straffer Durchführung nichts zu wünschen übrig

Der Film lässt sich am besten mit einem Worte charakterisieren:

Hochspannung bis zum letzten Augenblick.

Unsere 25. Kriegsberichterstattung

(Mester-Kriegswoche Nr. 7)

Hoehinteressante Aufnahmen von den Kriegsschauplätzen u. a.:

Der türkische Botschafter Muktar Pascha empfängt nach der Kriegserklärung eine türkische Kolonie
Deutsche Scheinbatterien
Beobachtungsstand mit Telefon und Scherenfernrohr
Ein Unterstützungszug eines Reserve-Jäger-Bataillons wird alarmiert.

Der Schuss um Mitternacht.

Die Geschichte eines geheimnisvollen Todesfalles von Richard Oswald.

Drama in 4 Akten.

Hanni Weisse und **Hermann Seldenech** in den Hauptrollen.

Julius als Zauberkünstler — Tolle Humoreske.
Schluchten des Hourat — Herrliche Naturaufnahme.

Ihr Signal!

Drama in 1 Akt.

Das Opfer seiner Leidenschaft

Drama in 1 Akt

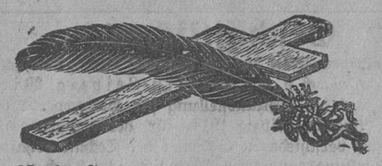
Dr. Oetker's GUSTIN

an Stelle des englischen Fabrikates **Mondamin!**

„Gustin ist **besser** und **billiger** als das englische Mondamin. Unübertrefflich zur Herstellung von **Puddings, Mehlspeisen** und **Suppen** aller Art für Jung und Alt, sowie zum Verdicken von Saucen und Suppen.

Gebrauchsanweisung steht auf jedem Paket! Überall zu haben in Paketen zu 15, 30, 60 Pf. wo Dr. Oetkers Fabrikate geführt werden.

Statt besonderer Anzeige.



Nach Gottes Ratschlusse verschied plötzlich unser lieber, guter Vater, Grossvater, Schwager und Onkel, Herr

Konrad Lump

im 77. Lebensjahre.

Herford, Düsseldorf, Sumatra, 9. Dezember 1914. In tiefer Trauer: **Die Hinterbliebenen**

Die Beerdigung findet am Sonnabend, den 12. cr., nachmittags 3 Uhr vom Trauerhause Credenstrasse 6, aus statt.

Den Heldentod fürs Vaterland starb auf dem Kriegsschauplatze im Westen der Brauereiarbeiter

Heinrich Twelenkamp

Mit Freudigkeit zog er ins Feld, um dem Vaterland zu dienen und hoffte, gesund wieder zu seiner Familie zurückkehren zu können.

Sein Andenken wird bei uns, als ordentlicher u. gewissenhafter Arbeiter der mit seinen Arbeitgebern nnd Kameraden stets im besten Einvernehmen stand, in Ehren gehalten werden.

Gebr. Uekermann,
Brauerei zum Felsenkeller bei Herford.

Herford, den 9. Dezember 1919.

Grosse Spezialabteilung für Trauer



Trauerkleider
Trauerkostüme
Trauerblusen
Trauerröcke
in grosser Auswahl.
Aenderungen in wenigen Stunden.
Neuanfertigung binnen 24 Stunden.

Albert Rosenbaum, Herford
Spezialhaus für Damenmoden.

Erbsen und **Bohnen**
habe ich heute in bester Ware erhalten, welche ich billigst empfehle:
Chr. Röckemann, Steinstrasse.

Versteigerung.

Donnerstag, den 10. d. Mts., mittags von 12 Uhr an im Bürgerverein
Fortsetzung des Verkaufs von Galanterie- und Luxuswaren usw.
Rob. Formel, Auktionator.

J. Ruschkewitz, Herford

Gehrenberg 25.

Besonders vorteilhafte Weihnachts-Wäsche!

:-: Nur bestbewährte vorzügliche Qualitäten in bester Näharbeit hervorragend billig. :-:

Damen-Taghemden, Vorderschluß M. 2.25, 1.75, 1.25
Damen-Taghemden, Vorderschluß, Herzpasse, M. 3.25. 2,75, 1.35
Damen-Taghemden, weiß Barchent, Vorderschluß, Herzpasse, 1.95
Damen-Taghemden, Schulterschluß, M. 3.25, 2.90, 2.25 bis 1.25
Damen-Fantasiehemden, mit schönen Stickereien, M. 7.50 bis 1.75
Damen-Nachthemden, halsfrei, M. 9.75 bis 3.25
Damen-Nachthemden mit Umlegekragen, Hemdentuch oder Barchent M. 7.50 bis 3.50
Damen-Nachtjacken aus gutem Barchent, M. 3.50 2.90 2.50 bis 1.10
Damen-Beinkleider aus Hemdentuch M. 2.90 bis 1.10
Damen-Beinkleider, Knickfasson M. 3.90 bis 1.25
Damen-Beinkleider aus Croisé M. 2.80 bis 1.20

Stickerei-Röcke mit schönen Stickereien von M. 12.50 bis 2.90
Prinzeß-Röcke von M. 15.50 bis 5.75
Anstands-Röcke, weiß Croisé von 1.25 an
Untertaillen M. 5.75 bis 95 ₰
Herren-Hemden aus Hemdentuch od. Barchent M. 3.25 bis 1.95
Herren-Nachthemden M. 4.75 bis 2.90
Knaben-Tag- und Nachthemden in allen Größen.
Mädchen-Hemden und -Hosen in mehreren Ausführungen, alle Größen vorrätig.
Bett-Bezüge aus Hemdentuch M. 4.25 bis 2.90
Bett-Bezüge aus Damast M. 8.50 bis 4.50
Kissen-Bezüge, ausgebogt von 85 ₰ an
Kissen-Bezüge mit Stickerei-Durchsätzen von M. 2.75 bis 1.10

Kissenbezüge mit Handstickerei oder mit echt Klöppel, bis M. 9.75
Bettücher von M. 4.75 bis 2.25
Ueberschlaglaken von M. 5.90 an
Nachtröckchen, Nachthöschen
Mädchen-Nachthemden, alle Größen am Lager.
Weiße Kinderschürzen in allen Größen, besonders haltbar, da eigene Anfertigung.
Weiße Zierschürzen mit Träger von M. 6.25 bis 75 ₰
Weiße Servierschürzen M. 4.25 bis 95 ₰
Handtücher, abgepaßt und vom Stück, in großer Auswahl.
Küchentücher ½ Dtz. von M. 3.75 bis 1.25
Tischtücher und Tafeltücher zu allen Preisen.
Servietten, dazu passend ½ Dtz. von M. 6.50 bis 2.50
Taschentücher in großer Auswahl.

Als weitere passende Weihnachts-Geschenke empfehle:

Damenblusen aus Barchent von 1.25 an
Damenblusen Wollstoffen von 3.25 an
Tüllblusen schwarz, weiß
Trauerblusen aus Satin und Wollstoffen
Ueberziehröcke von M. 12.50 bis 1.25
Damen-Krimmershawls von 1.25 an
Damen-Krimmer-Muffen dazu passend billigst.
Damenstrümpfe, Damenhandschuhe, Damen-Reformhosen usw.
Damen-Flanell-Barchentröcke.

Kinderkleidchen und Kittel in jeder Ausführung und für jedes Alter.
Kindermäntel aus Tuch von 3.90 an
Kindermäntel aus Sammet, Eisfell, Astrachan usw.
Kinder-Ueberzieh-Jäckchen von 1.25 an
Kinder-Tragcapes von M. 2.75 bis 10.50
Kinder-Eisfellkragen von 95 ₰ an
Kinder-Eisfell-Garnituren Muff und Kragen zu allen Preisen.
Kinder-Hütchen, Südwester-Hauben enorme Auswahl.
Kinderstrümpfe, -Handschuhe und -Unterzeuge, Flanellröckchen.

Bunte Bettbezüge mit Kissen von 3.90 an
Bettücher 140×190 von 1.25 an
Schlafdecken von 1.25 an
Kaffeedecken von M. 7.50 1.25
Tuch- und Plüsch-Tischdecken in großer Auswahl
Herren-Normal-Wäsche in jeder Preislage.
Herren-Kragen, Herren-Manschetten, Hosenträger, Cravatten und Handschuhe billigst.

Versammlungen der Landwirte

finden statt:
für das Amt Herford-Hiddenhausen
am Mittwoch, den 16. Dezember, nachm. 2¾ Uhr
im Evangelischen Vereinshause zu Herford;
für das Amt Blotho
am Donnerstag, den 17. Dezember, nachm. 3 Uhr
in der Iburg'schen Wirtschaft in Valdorf;
für das Amt Gohfeld-Mennighüffen
am Freitag, den 18. Dezember, nachm. 2¾ Uhr
im Hotel Horstkotte am Bahnhof Löhne;
für die Aemter Enniglοh und Rödinghausen
am Montag, den 21. Dezember, nachm. 3 Uhr
im Stadtgarten zu Bünde;
für das Amt Spenge
am Dienstag, den 22. Dezember, nachm. 3 Uhr
in der Heitmann'schen Wirtschaft am Bahnhof Spenge.

Herr Professor Dr. Neumann aus Herford wird einen Vortrag halten über
„Gesetzliche Bestimmungen für Ernährung von Volk und Vieh während des Krieges und die Landwirtschaft."

Der unterzeichnete Landrat wird selbst Auskunft geben.

Alle Landwirte und Müller werden aufgefordert, teilzunehmen.

Herford, den 9. Dezember 1914.

Der Landrat:
v. Borries.

Je 1 **Drechsler, Stellmacher** und **Schreiner** von rheinischer Fabrikschreinerei gesucht. — Ausführliche Bewerbungen mit Angabe der Lohnansprüche unter Nr. 2299 an die Geschäftsstelle dieses Blattes erbeten.

Bekanntmachung.

Die Vergebung der Budenplätze zum Thomasmarkt (Weihnachtsmarkt) findet am Donnerstag, den 17. d. Mts., vormittags 10 Uhr auf dem Lübberbruche hier statt.

Platz erhält nur der Antragsteller, der Standgeld und die sonstigen Abgaben bei der Zuteilung des Platzes sofort entrichtet.

Herford, den 9. Dezember 1914.

Die Polizei-Verwaltung.

Abgeschlossene Wohnung,
5 Räume mit Zubehör, zum 1. April 1915 zu vermieten.
Renntor 2.

4—5000 Mark
2. Hypothek innerhalb 60% des Wertes auf Geschäfts- und Wohnhaus hier am Platze gesucht. Offerten unter 2192 a. die Expedition dieser Zeitung.

Geld-Darlehn ohne Bürg., Ratenrückzahl., gibt schnellstens Selbstgeber **Marcus,** Berlin, Schönhauser Allee 136 (Rückp.)

Kranzdärme
empfiehlt in vorzügl. Qualität
Heinrich Nolting, Rennstr.

Suche auf sofort oder später einen ordentlichen
Bäckergehülfen
Herm. Möller,
Bäckermeister,
Ahmserstr. 20.

Geübte
Spulerinnen
gesucht.
Herforder Leinen-Verein
Wilh. Menckhoff.

Oeffentlicher Verkauf.

Am Sonnabend, den **12. d. Mts., 11 Uhr** vorm. soll in **Gohfeld,** Depenbrock Nr. 29, das früher Scheppersche **Wohngebäude** (Fachwerk eichen Holz) an Ort und Stelle öffentlich meistbietend auf Abbruch verkauft werden.

U. a. gehören rd. 4700 Stück brauchbare Dachpfannen zu den zu gewinnenden Materialien.

Abbruchsfrist: 14 Tage.

Bad Oeynhausen, den 8. Dezember 1914.

Königl. Eisenbahn-Bauabteilung.

Deutscher
Schäferhund
auf den Namen „Kuno" hörend, entlaufen. Vor Ankauf wird gewarnt. Wiederbringer erhält gute Belohnung. Wer uns den Dieb oder den Hehler so bezeichnet, daß wir ihn gerichtlich belangen können, erhält 50 ℳ Belohnung.
König u. Böschke.

Bekanntmachung.

Vergebung städtischer Arbeiten.

Handwerker, welche in kommenden Jahre bei Vergebung städtischer Arbeiten berücksichtigt werden wollen, fordern wir hiermit auf, sich bis Mittwoch, den 30. Dezember d. Js. auf dem Stadtbauamts-Sekretariat, Rathaus III. Zimmer Nr. 12, zu melden.

Herford, den 3. Dezember 1914.

Das Stadtbauamt.

Orts-Krankenkasse

der Konfektions- pp. Branche zu Herford.
: Ausschuß-Sitzung :
am Freitag, d. 18. Dezember, abends 8 Uhr im Bürgerverein.

Tages-Ordnung:
1. Wahl des Rechnungsausschusses zur Prüfung der Rechnung 1914.
2. Festsetzung d. Voranschlages
3. Wahl eines Kranken-Kontrolleurs.
4. Verschiedenes.

Herford, den 10. Dezember.
Der Vorsitzende des Vorstandes: Pilgrim.

Verein ehemal. Jäger und Schützen.
Sonnabend, d. 12. Dez., abends 9 Uhr:
General-Versammlung
im Hotel Kaiserhof.
Um zahlreiches Erscheinen wird gebeten. Der Vorstand.

Biochemischer Verein Herford.

Generalversammlung Sonntag, d. 13. Dezember, nachmittags 4 Uhr im Vereinslokal Aeckers Turnhalle.

Tagesordnung u. a. Jahresbericht, Vorstandswahl, Verschiedenes.

Der Vorstand.

Welcher Selbstgeber gibt auf Besitzung, 20 500 ℳ Wert, Belastung 8000 ℳ, eine
2. Hypothek
von 5000 ℳ. — Offerten unter H. K. Nr. 2240 a. d. Exp. d. Ztg.

Victoria-Lichtspiele.
Nur noch heute und morgen:
Der greise Kaiser Franz Joseph im Kreise seiner Familie.
Der ermordete Tronfolger Franz Ferdinand auf einem Spaziergange.
Triest. Die feierliche Uebersetzung d. Leichen des österr. Thronfolgerpaares.
Erzherzog Karl Franz Josef und Gemahlin Zita von Parma.

Durazzo,
die Residenz des Prinzen von Wied.

Des Lebens Possenspiel.
Ein ausgezeichnetes Liebesdrama in 3 Akten. Ganz neuer Film!

Preisausschreiben einer Million!
diese hochinteressante, spannende Komödie in **3** Akten ist eben **neu** für Herford und nicht zu verwechseln mit einem Preisrätselfilm.

Unbedingt sehenswert!

Heute eingetroffen:
Ia. frische Süssrahm-Butter
Heinrich Nolting, Rennstr.

Kleiderstoffe :: :: Weisswaren
Schürzen
Baby-Wäsche.
Eigene gute Verarbeitung.

Wilh. Mönkemann
HERFORD
Lübberstr. Fernruf 259.

Damenblusen, Herren-, Damen- und Kinderwäsche,
Unterzeuge, Handschuhe.
Prima Stoffe.
Allerbilligste Preisstellung.

rd Gehrenberg 25.

gend billig. :-:

kerei oder mit echt Klöppel, bis M. 9.75
von M. 4.75 bis 2.25
von M. 5.90 an
schen
alle Größen am Lager.
n allen Größen, besonders igung.
Träger
von M. 6.25 bis 75 ₰
M. 4.25 bis 95 ₰
vom Stück, in großer
tz. von M. 3.75 bis 1.25
her zu allen Preisen.
z. von M. 6.50 bis 2.50
uswahl.
kissen
von 3.90 an
von 1.25 an
von 1.25 an
von M. 7.50 1.25
cken in großer Auswahl
n jeder Preislage.
Manschetten, Hosen-
Handschuhe billigst.

Victoria-Lichtspiele.
Nur noch heute und morgen:
Der greise Kaiser Franz Joseph im Kreise seiner Familie.
Der ermordete Tronfolger Franz Ferdinand auf einem Spaziergange.
Triest. Die feierliche Uebersetzung d. Leichen des österr. Thronfolgerpaares.
Erzherzog Karl Franz Josef und Gemahlin Zita von Parma.

Durazzo, die Residenz des Prinzen von Wied.

Des Lebens Possenspiel.
Ein ausgezeichnetes Liebesdrama in 3 Akten. Ganz neuer Film!

Preisausschreiben einer Million!
diese hochinteressante, spannende Komödie in 3 Akten ist eben neu für Herford und nicht zu verwechseln mit einem Preisrätselfilm.

Unbedingt sehenswert!

Heute eingetroffen:
Ia. frische
Süssrahm-Butter
Heinrich Nolting, Rennstr.

Damen-
he,
dschuhe.
eisstellung.

Herforder Zeitung

für Stadt und Land

Generalanzeiger für Stadt u. Landkreis Herford
Amtlicher Anzeiger für Stadt u. Landkreis Herford

Druck und Verlag von Fr. Kuhle, Herford.
Geschäftsstelle: Herford, Rennstraße 29/31. — Fernsprecher Nr. 83.

Diese Zeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage. Bezugspreis vierteljährl. 1.50 Mk., bei Postbestellung 1.35 u. Bestellgeld.

Regelmäßige unentgeltliche Beilagen:
Herforder Erzähler (täglich), **Am Pflug** (monatlich zweimal), **Haus und Hof** (monatlich zweimal), **Fabrik und Handwerk** (monatlich einmal), **Für Jäger und Naturfreunde** (monatlich einmal), **Mode für Alle** (monatlich zweimal).

Preis der einspaltigen Kleinzeile für Stadt und Landkreis Herford, Oeynhausen und Amt Rehme 12 Pfg., sonst 18 Pfg.

Nr. 289 — **Herford, Donnerstag, den 10. Dezember** — **1914**

Die heutige Nummer umfaßt 10 Seiten mit den Beilagen „Herforder Erzähler" und „Haus u. Hof."

Wie der Leutnant Ernst Zickermann das Leben rettete.

Großes Hauptquartier im Osten, 1. Dezember.

Es waren ihrer eben zu viele bei Schirwindt. Darum mußte die 6. Komp. zurück über die Höhe, und darum bekam der Ersatzreservist Ernst Zickermann einen Schrapnellschuß in die Beine, der ihm den rechten Unterschenkel brach und ihm die Kleider in Fetzen riß und ihn vornüber auf den Acker warf, gerade auf der Höhe, die von den russischen Kugeln gestriegelt wurde wie ein struppiger Pferderücken. Er gab auch nicht mehr sehr viel für sein Leben, als er rechts und links die Kameraden fallen und die übrigen den Berg hinunterlaufen sah. Er hätte am liebsten den Kopf in den Acker gesteckt, um von dem ganzen Gräuel nichts mehr zu sehen und zu hören.

Aber es half nichts, die Russen schossen nach wie vor auf den Bergrücken, daß rechts und links die Erde aufspritzte. Es war fast noch ärger, dieses beständige Schießen, als seine Schmerzen.

Es war der letzte Oktober und es regnete und war kalt, und die Stunden krochen so langsam wie Schnecken ihres Weges. Aber in seinem Kopf jagten die Gedanken sich zehnmal so schnell als sonst und die Erinnerungen fliegen an seiner Seele vorüber seit der frühesten Kindheit, als wollten alle noch einmal Abschied von ihm nehmen. Sie werden dich nicht holen. Es ist nicht möglich. Wer über den Berg kommt, ist geliefert, dachte er. Dann fuhr es ihm wieder heiß durch den Sinn, daß er noch leben wolle mit seinen 24 Jahren. Es sind doch deine Kameraden, sie werden es doch wagen! Und er warf die Arme wieder hoch und schüttelte die Hände, daß sie sehen sollten, daß er immer noch lebendig sei.

Hinten im Schützengraben hatte inzwischen einer die aufgehobenen Arme des Verwundeten bemerkt, obwohl die sich nur schwach gegen den grauen Himmel abhoben. Es war die Reihe entlang gegangen, daß da vorn auf dem Berge noch Verwundete lägen und war dem Kompagnieführer zu Ohren gekommen, der nun die Anhöhe mit dem Glase betrachtete. „Ja, dort rührt sich was. Es scheinen noch mehrere zu leben. Wer will rauf und sie holen? Freiwillige!" Die Leute sehen über den Grabenrand, horchen auf das Pfeifen der Kugeln und das Sausen der Artilleriegeschosse. Sie wissen ja, wie es da oben zugeht, das verfluchte Zurückgehen steckt ihnen noch in den Knochen. Ein Wunder, daß sie mit heiler Haut herunterkamen. Und nun schon wieder die Haut zu Markte tragen?! Dabei denkt doch jeder: „Wenn du dort lägest! Heute der, morgen ich! Man darf den Kameraden nicht im Stiche lassen!"

„Auf die Höhe kommen sie ja nicht. Dazu macht die Artillerie zu viel Dampf," sagt einer und spuckt über die Böschung. Ein anderer stellt das Gewehr ab und rückt am Leibgurt. Den Teufel auch! Zu Hause überlegt man, ob man das Fuder Mist, noch rausfahren soll vor Feierabend und jetzt soll man im Handumdrehen das Leben wagen!

Sie weigern sich nicht, denn es wird ja nicht befohlen. Aber sie melden sich auch nicht. Es ist, als wenn ein Gewehr im Anschlag liegt, geladen und gespannt. Nur noch der Augenblick über Visier und Korn; der Finger am Abzug, das Zündhütchen, das den Schuß löst — das Zündhütchen an unserer Kriegsmaschine, das, wie Bismarck meinte, uns kein Volk der Erde nachmacht: der preußische Leutnant.

Aber er ist schon da, steht schon im Schützengraben und blinzelt unter dem Schirme seines Kürassierhelmes über die Schulter nach der Höhe hinüber. Er ist eigentlich Beuteoffizier, der Graf Mielzynski, bei den Schlesischen Kürassieren und der ganze Zauber geht ihn im Grunde nichts an. Er hat sozusagen garnichts zu suchen hier im Schützengraben, in dem er eben erst aus der Artilleriestellung dahinten hereingekommen ist. Er denkt aber: ich will wetten, daß ihr braven Kerle alle mitkommt. Meinen Kopf will ich wetten! Und sagt: „Den Russen können wir die Kameraden da oben nicht in die Hände fallen lassen, ihr Leute! Wer geht mit?" Und steigt aus dem Graben. „Ich, Herr Oberleutnant, ich, ich!" Hab's ja gewußt, denkt der Graf und nickt den Leuten vergnügt zu. „So, vier sind genug."

Und sie gehen los. Erst links zu dem Gehöft, der einzigen Deckung vor der Höhe. Sie schleichen im Graben entlang, gebückt, ohne Aufenthalt; denn



Ein praktischer Windfang.



Ich hatr' einen Kameraden.

Zeit ist Leben in diesem Falle. Die Stellungen sind lang drüben. Nur noch die Mitte deckt die Anhöhe. Aber es geht glimpflich bis zum Gehöft. Jetzt rechts hinauf übers freie Feld. Der Acker klebt dick an den Stiefeln, bald auch an den Knien und Händen, denn zuletzt geht es nur noch auf allen Vieren. — Das Ohr des armen Lazarus dort oben fängt ein Geräusch auf zwischen dem Knattern und Kugelpfeifen, ein Schleifen oder Flüstern. Das Herz steht ihm still. Er weiß noch nicht, was es ist, ob es Tod oder Rettung bringt. Jetzt eine Stimme: „Wer lebt?" „Hier, ich!" Das Herz springt bis zum Halse hinauf. „Ruhig liegen. Liegen bleiben. Die Hände her."

Ernst Zickermann fährt mit dem gesunden Arm wagrecht herum und streckt die Hand aus. Die Hand wird gepackt, ein Zug — der Verwundete denkt, es ist das Ende, so fürchterlich sind die Schmerzen. Aber schon schleift ihn ein zweiter Zug über den Acker. Er schreit laut auf, es ist nicht zu ertragen. Aber die Hand sitzt wie ein Schraubstock. Es geht Zug um Zug. Die Russen haben die Bewegung bemerkt, schießen wie verrückt. Aber bald deckt der Berg den gebückten Mann. Es wird eine Zeltbahn ausgebreitet, der Verwundete darauf gelegt. Jeder faßt einen Zipfel, auch der Leutnant, und so schnell wie möglich geht es nach dem Gehöft hinüber. Ein Bauernwagen steht auf dem Hofe, es wird Stroh darauf gepackt, ein Pferd aus dem Stall gezogen, und der Verwundete so vorsichtig wie möglich aufgeladen.

Aber noch liegen zwei Verwundete oben im Feuer. Wieder zieht das tapfere Fähnlein mit seiner Zeltbahn aus, holt den zweiten und endlich den dritte, ohne daß einer von ihnen getroffen wird. Jetzt aber ist es die höchste Zeit; denn die russische Artillerie hat sich auf den improvisierten Krankenwagen eingeschossen und pfeffert ihre Granaten rechts und links in den Graben. Es bleibt nichts übrig, als so rasch Pferd und Menschen laufen können, den löcherigen Feldweg hinunter zu poltern. Die Verwundeten stöhnen und schreien, es ist ein Martyrium. Aber was hilfts! Vorwärts und durch! Erst das Leben retten. Dann wollen wir weiter sehen.

Ernst Zickermann liegt heute in einem Lazarett in Schönebeck a. d. Elbe und es geht ihm so gut, wie es einem Schwerverwundeten nach vier Wochen nur gehen kann. — Und ich denke, wenn wir alle nach diesem einfachen Rezept verfahren: Vorwärts und durch! Koste es was es wolle, schmerze es auch noch so toll und erst das Leben retten, uns so kameradschaftlich beistehen wie die Braven in Schirwindt, dann hat der Vetter hinterm Kanal seinen schönen Traum von der Vernichtung Deutschlands umsonst geträumt. Kommen wir auch schwer verwundet und stöhnend aus der Völkerschlacht: wir haben deren mehr hinter uns und sind immer wieder gesund geworden.

Rudolf v. Koschützki, Kriegsberichterstatter.

Handel und Verkehr.

Notierungen der Zentralstelle der Landwirtschaftskammer. Für inländisches Getreide ist in Mark per Tonne gezahlt worden: Preise vom 7. Dez.

Stadt	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer
Königsberg . .	249	209	—	—
Danzig	—	—	260—206	205
Breslau . . .	247—252	207—212	225—235	199—204
Hamburg . . .	268—275	227—233	300—302	—

Auch im Felde
wird die
Herforder Zeitung
für Stadt und Land
gern gelesen.
Wollen Sie Ihrem Angehörigen eine Freude machen, geben Sie uns seine genaue Adresse an. — Wir senden unsere Zeitung für eine
monatliche Gebühr von nur 1 Mk.
jedem Kriegsteilnehmer täglich nach.
Verlag der Herforder Zeitung für Stadt und Land.

Verantwortlich für Lokales, Minden-Ravensberg und Nachbarschaft: A. Pohlmeyer, für den übrigen redaktionellen Teil: F. Kuhle, für Inserate: G. Bese, sämtlich in Herford.

Spielwaren u. Geschenkartikel
kaufen Sie in **diesem** Jahre bei mir **ganz besonders billig!**
Sonder-Verkaufstage in 98 Pfg.-Artikeln!
Kaufhaus Rosenbaum, Radewig.
Bitte beachten Sie meine Fenster-Auslagen!

Haus und Hof.

Hauswirtschaftliche (vierzehntägige) Beilage zur Herforder Zeitung für Stadt und Land.

Das Trocknen der Gewürzkräuter.

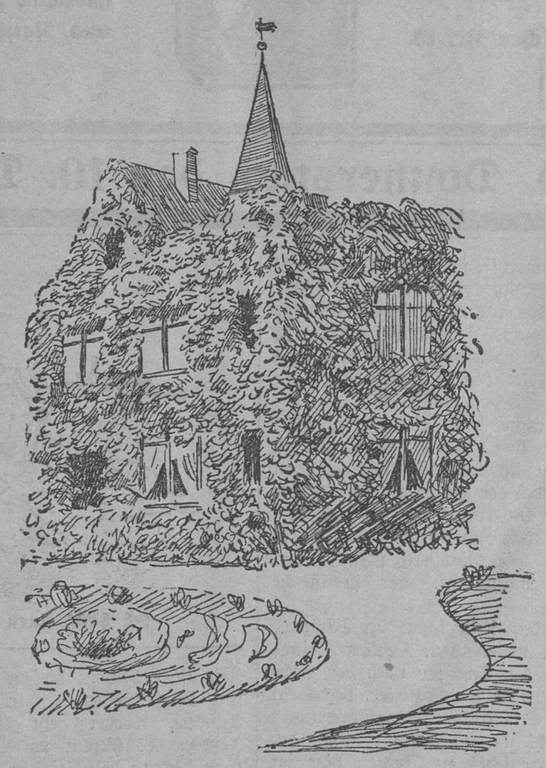
Das Einsammeln aller der köstlichen Gewürze des Gemüsegartens, die als Vorrat für die lange Zeit ausreichen sollen, wo es keine frischen Küchenkräuter gibt, wird vielfach nicht richtig betrieben. Es ist ein manchen Ortes verbreiteter Glaube, daß man alle diese Kräuter am besten vor Johanni schneidet, weil sie später „die Kraft verlieren". Das gilt aber keineswegs allgemein. Bei vielen Küchenkräutern kann die Ernte zweimal im Jahre erfolgen, und zwar sind die Kräuter zu schneiden, ehe sie zum Blühen gelangt sind, weil viele von ihnen in den Blütenstengeln bittere Stoffe erzeugen, die durchaus nicht die Speisen würzen, sondern bitter machen. Bei Estragon, Beifuß, Bohnenkraut, Zitronenmelisse, Ysop, Lavendel, Liebstock, Pfefferminze, Krauseminze, Pimpinelle, Rosmarin, Salbei, Thymian, Waldmeister, Weinraute, Wermut und anderen sind die krautigen Stengel dann am schönsten, wenn sie recht voll belaubt sind und noch keine Blüten zeigen. Man schneidet sie an möglichst trockenen Tagen ab, bindet sie in recht kleine Bündchen und hängt diese an langer Schnur aufgereiht an einem schattigen, trockenen, jedoch recht luftigen Orte auf. Dort trocknen sie langsam, bewahren ihre schöne grüne Farbe, verlieren nicht ihr kräftiges Aroma und behalten alle kleinen Blätter, in denen die Würzkraft aufgespeichert ist. Würde man sie in der prallen Sonne trocknen, so würde der Trocknungsprozeß zu schnell vor sich gehen, die Blätter würden vertrocknen, der Sonnenglut all ihre Würzigkeit abgeben und zermürbt vom Stengel fallen. Der kahle Stengel ist jedoch wertlos. Anders ist das Verfahren bei dem Majoran, den man zwar auch vor der Blüte schneidet und im Halbschatten trocknet, bei dem man aber die Blätter von den Stielen abstreift und zu Pulver zerreibt. Bedingung ist jedoch auch hier, daß die gewonnene Ware möglichst grüne Farbe behält. Sind die Bündel gut genug durchgetrocknet, so bringt man sie in eine staubfreie Ecke auf dem Hausboden oder in die Vorratskammer, wo sie trocken und luftig aufbewahrt werden. Auch Petersilien-, Kerbel- und Selleriekraut läßt sich auf diese Weise konservieren und bildet dann im Winter, wo Petersilie teuer und schwer zu haben ist, einen vollwertigen Ersatz. Vom Dill und Fenchel reibt man die reifen Samen ab, da nur diese für den Gebrauch geeignet sind. Außer zum Küchengebrauch eignen sich viele dieser Kräuter zu Heilzwecken, namentlich zu Tee, wie Salbei, Melisse, Fenchel, Krauseminze, Lavendel, Pfefferminze, Rosmarin und Wermut. Sollen sie zu diesem Zweck verwendet werden, so streift man im Sommer die Blätter von den Blattstielen, trocknet sie auf die vorhin angegebene Weise und hebt dann die heilkräftigen Blätter in einem Pappkarton oder dergleichen auf. Zu empfehlen bleibt in allen Fällen, mit dem Einsammeln der Vorräte nicht bis zum Spätherbst zu warten, weil dann die Pflanzen in der Natur „zurückgehen" und das Aroma ihre Jugendkraft, ihre Würz- und Heilfähigkeiten schon verloren haben. Oft aber denkt der Gartenbesitzer und die Hausfrau erst an das Einsammeln, wenn die Vorräte an frischen Kräutern knapp werden, und dann ist es meist zu spät.

Regenwürmer zu sammeln.

Nicht nur zum Angeln braucht man Regenwürmer, sondern diese sind auch ein so wertvolles Geflügelfutter, daß einige Fanganweisungen mit Dank zu begrüßen sind. Die einfachste, bekannteste, aber dabei doch am meisten anstrengende Art des Fangens der Regenwürmer dürfte darin bestehen, daß man ein Stück Erde, mit Gras oder Unkraut bewachsen, umgräbt oder sie unter größeren, längere Zeit liegenden Steinen absucht. Ganz abgesehen aber von der dadurch bedingten Anstrengung wird man meist nur kleine Würmer erhalten. Eine zweite Methode besteht in Folgendem: Man schlägt einen zugespitzten Holzpfahl in ein Gartenbeet und wuchtet nun an diesem Pfahle im Kreise herum. Nach einigen Minuten wird man sehen, daß in einiger Entfernung vom Pfahle sich die Erdporen öffnen und überall kleine Regenwürmer zum Vorschein kommen. Es dürfte anzunehmen sein, daß die Würmer vor dem Geräusch des scheinbar arbeitenden Maulwurfs die Flucht ergreifen und deshalb das schützende Erdreich verlassen. Man kann die kleinen Würmer leicht ablesen, aber auch diese Methode hat den Nachteil, daß man meist nur kleine Würmer erhält, während die größeren sich in das tiefere Erdreich verkriechen. Ungleich einfacher, bequemer und erfolgreicher ist die dritte Methode. Diese besteht darin, daß man bei Dunkelheit, nach Eintritt der feuchten Nachtluft, sich mit einer Laterne bewaffnet in irgendeinen Garten begibt. Notwendig ist aber dabei, daß man möglichst geräuschlos verfährt und geräuschlos — möglichst barfuß oder in Strümpfen — auftritt. Während nämlich der Wurm gegen jedes Geräusch außerordentlich empfindlich ist und sich sofort in seine Schlupflöcher zurückzieht, ist er gegen das Lampenlicht fast gänzlich unempfindlich und läßt sich ruhig anleuchten. Der Wurm begibt sich nachts auf seine Liebesabenteuer und läßt sich leicht mit der Hand fassen. Nur muß man auf folgendes achten: Jeder Wurm begibt sich nur zum Teil aus seinem schützenden Erdloche, so daß er sofort wieder dorthin verschwinden kann. Der Teil des Wurmes, der dem Erdloche zugekehrt ist, hat einen weißlichen Schein, während das Kopfende rötlichbraun aussieht. Faßt man nun den Wurm bei dem rötlichen Ende mit der Hand, so wird er der Hand mit blitzartiger Geschwindigkeit entwischen. Faßt man ihn jedoch bei dem weißlichen, hinteren Teile, so gelingt es leicht, ihn festzuhalten und aus der Erde herauszuziehen. Die Ernte ist in wenigen Minuten so reichlich, daß man für längere Zeit seinen Bedarf an Würmern gedeckt hat. Außerdem hat die Methode den Vorteil, daß man meist große, schöne, sogenannte Tauwürmer erhält. Ist das Erdreich sehr trocken, so tut man gut, bereits im Laufe des Vormittags einige Gartenbeete tüchtig anzugießen, damit die Würmer am Abend einen feuchten Boden vorfinden.

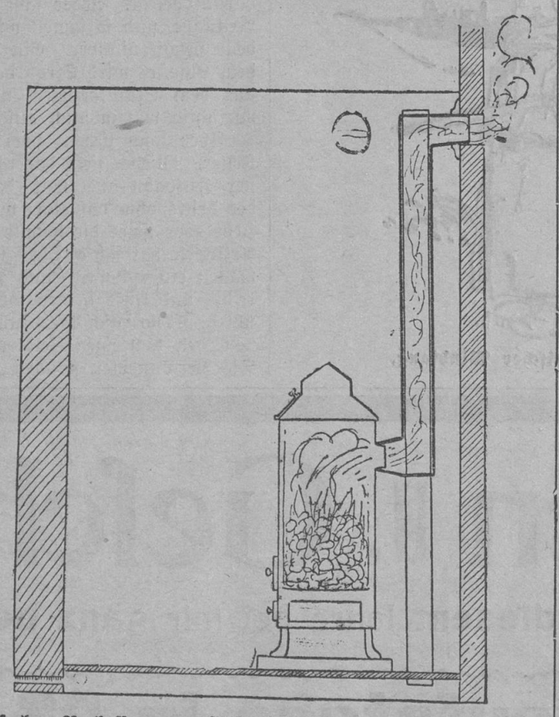
Die Pfeifenwinde oder Osterluzei

ist eines der dankbarsten und schönsten Gewächse, welche man zur Berankung von Mauern, Häuserwänden, Gartenlauben usw. verwenden kann. Man unterscheidet zwei Arten, Aristolochia tomantosa und Aristolochia Sypho, von denen die letztere größer wird, deshalb den Vorzug verdient, wo es sich um Bedeckung sehr großer Flächen handelt. Die beiden Arten haben schöne, tellergroße, etwa herzförmige oder herzförmig-abgerundete Blätter, die oben lederartig tiefgrün, unten heller sind. Sie gedeihen im Schatten und bilden hier fast noch schönere Blätter als in der Sonne. Bei sonnigem Stande kommen sie aber leichter und reicher zum Blühen und die Blüte ist hier auch eine besondere Zierde, da sie groß, lebhaft gefärbt und von der eigenartigen Pfeifenform ist, die der Pflanze den Namen gegeben hat. Freilich blühen die Pfeifenwinden nur in höherem Alter. Sie kommen auf jedem Boden, auch auf dem schlechtesten weiter, verlangen aber im Sommer wegen der großen Verdunstungsfläche ihrer Blätter viel Nässe. Im übrigen hat man wenig mit ihnen zu tun. Man sollte nur, damit der überreiche Blätterwuchs nicht einzelne Teile der Pflanze erstickt, von Zeit zu Zeit sorgfältig etwas ausputzen, sonst erscheinen gelbe dürre Ranken, die unschön aussehen. Man vermehrt die Pfeifenwinde am besten im Herbst durch Absenker, die man später von der Mutterpflanze abtrennt. Auch Stecklinge kommen weiter, und wenn man Geduld hat, kann man die Pfeifenwinde aus Samen ziehen. Letzteres muß selbstverständlich im Frühjahr geschehen.



Verbesserung der Ofenheizung.

Nur zu bald schon kommt die Zeit, wo wir wieder den Töpfer oder Ofensetzer rufen und zum rechten sehen lassen müssen, wenn beim ersten Eintritt der Kälte alle Heizanlagen in bester Ordnung sein sollen. Man soll ja nicht glauben, daß unsere Heizungsanlagen nicht noch vielfachen Verbesserungen fähig sind. Im Gegenteil ist es erstaunlich, wieviel Heizmaterial trotz der teuren Preise nutzlos durch den Schornstein verpufft wird. Jeder kann sich bei seiner eigenen Heizungsanlage davon überzeugen, ob das bei ihm zutrifft. Man braucht nur einmal nachzuschauen, ob das obere Ende des Ofenrohres sehr heiß wird. Ist dies der Fall, so ist damit bewiesen, daß die abziehenden Heizgase noch unmittelbar vor ihrem Eintritte in den gemauerten Kamin große Wärmkraft besitzen und daß diese also nicht ausgenützt wird. Man kann ziemlich allgemein feststellen, daß die Ofenrohre viel zu kurz sind und daß hier fast überall durch Verlängerung des Abzugskanales gespart werden könnte. In Frankreich, wo der Kamin zwar verbreiteter ist als der Ofen, kann man doch feststellen, daß vielfach die Öfen praktischer verwertet werden. Man sieht dort häufig, daß das Ofenrohr unter zuweilen ganz absonderlichen Schlangenwindungen rings um das ganze Zimmer geführt wird, ehe es in den Schornstein endigt. Da heizt oft das Ofenrohr noch einmal genau so viel, wie der Ofen selbst, und das ermöglicht eine ungemein rationelle Ausnützung des Heizmateriales. Eine bedeutende Verbesserung ist es schon, wenn man statt der gewöhnlichen dünnen Ofenröhren sich vom Klempner eine sehr weite Röhre anfertigen läßt, die am besten einen ovalen Durchschnitt hat und natürlich an beiden Enden, an der Einmündung in den Ofen und an der Einmündung in den Schornstein, sich in kegelförmigen Ansätzen verengen muß, damit die richtige Weite dieser auf enge Röhren berechneten Öffnungen wieder erreicht wird. Diese weite Röhre kann man abermals verbessern, indem man durch sie eine oben und unten offene Luftröhre hindurchführt. In diese tritt von selbst unten kalte Luft ein, welche dann aufsteigt und oben wohl durchgeheizt entweicht, um sich im Zimmer zu verbreiten. Falls der Fußboden hohl liegt, führt man diese Röhre unter den Fußboden hinab und schafft dem Hohlraume eine Verbindung mit der freien Außenluft, indem man die Mauer durchschlägt und einen Ventilator einsetzt. In diesem Falle bekommt man direkt die frische Luft von außen in behaglicher Durchwärmung und hat gleichzeitig eine Lüftungseinrichtung. Es empfiehlt sich aber, in diesem Falle die Durchlüftungsröhre, die in dem erweiterten Ofenrohre steckt, oben verschließbar zu machen, weil sonst zu Zeiten, wo die Zimmerluft noch angenehm und erträglich wäre, so viel kalte Außenluft eintritt, daß man genötigt wäre, der Lüftungsanlage halber eher Feuer anzumachen, als man das ohne diese brauchte.



fachen Verbesserungen fähig sind. Im Gegenteil ist es erstaunlich, wieviel Heizmaterial trotz der teuren Preise nutzlos durch den Schornstein verpufft wird. Jeder kann sich bei seiner eigenen Heizungsanlage davon überzeugen, ob das bei ihm zutrifft. Man braucht nur einmal nachzuschauen, ob das obere Ende des Ofenrohres sehr heiß wird. Ist dies der Fall, so ist damit bewiesen, daß die abziehenden Heizgase noch unmittelbar vor ihrem Eintritte in den gemauerten Kamin große Wärmkraft besitzen und daß diese also nicht ausgenützt wird. Man kann ziemlich allgemein feststellen, daß die Ofenrohre viel zu kurz sind und daß hier fast überall durch Verlängerung des Abzugskanales gespart werden könnte. In Frankreich, wo der Kamin zwar verbreiteter ist als der Ofen, kann man doch feststellen, daß vielfach die Öfen praktischer verwertet werden. Man sieht dort häufig, daß das Ofenrohr unter zuweilen ganz absonderlichen Schlangenwindungen rings

Die Herbstparade des Kellers.

Eine erfahrene Hausfrau wird im Herbste, bevor die großen Wintervorräte eingekauft sind, mit der Instandsetzung des Kellers beginnen. Zunächst wird der Keller vollständig ausgeräumt, worauf Decke, Wände und Boden sauber abgefegt werden. Der letztere wird darauf gründlich gescheuert. Die Fenster werden geputzt und der Rahmen abgeseift. Bei dieser Gelegenheit kann man sich gleich überzeugen, ob auch die Fenster ganz dicht schließen und keinen Frost durchlassen, der die Kartoffeln unbrauchbar machen würde. Nach Beendigung dieser gründlichen Reinigung lasse man den Raum mehrere Stunden durchlüften, bevor man die verschiedenen Geräte wieder einräumt. Diese werden inzwischen auf dem Hofe gescheuert und müssen dann vollständig trocknen. Sehr gut ist es, den Keller an einem der nächsten Tage auszuschwefeln. Das bewerkstelligt man, indem man zunächst das Kellerfenster schließt und später die Tür womöglich mit einer alten, aber dichten Bettdecke verhängt, nachdem man eine eiserne Pfanne mit aufeinandergeschichtetem Schwefelfaden in die Mitte gestellt und angezündet hat. Am folgenden Tage wird Zugluft durchgelassen, worauf die Vorräte eingebracht werden. Vielen Hausfrauen dürfte es schon bekannt sein, daß sich in Sand vergrabene, zeitweise besprengte Gemüse auf lange Zeit tadellos frisch erhalten. Ein Sandberg in einer Kellerecke tut daher vorzügliche Dienste. Wenn es nötig ist, wird der Keller auch im Herbst neu geweißt. Das tut treffliche Dienste gegen alles Ungeziefer und gegen Fäulniskeime.

Schnelle Sauerkrautbereitung.

Hierbei wird das Sauerkraut, ganz abweichend von der üblichen Einlegeart, ganz ohne Salz eingelegt. Man hobelt recht schöne feste Weißkohlköpfe fein, wäscht das gehobelte Kraut gut ab und drückt es recht fest in einen hohen Steintopf oder ein Einlegefäßchen, übergießt es mit frischem Wasser und legt einen passenden Teller verkehrt darauf, auf den man einen ziemlich schweren Stein legt, so daß das Kraut niedergehalten wird und das Wasser etwa zwei Finger hoch über dem Teller steht. Den sehr bald sich über dem Teller bildenden Schaum schöpfe man täglich ab und ergänze immer wieder das verdunstete Wasser. Der Einlegetopf findet am besten in der warmen Küche seinen Platz, da dort der Säuerungsprozeß bedeutend schneller vor sich geht, als im kühlen Keller. Zu beachten ist, daß das Salz, welches dem Kraut fehlt, beim Kochen sofort daran getan wird, wenn der Topf auf das Feuer kommt.

Allerlei Wissenswertes.

Zum Reinigen von Kupfergeschirr eignet sich sehr gut ein Brei aus gekochter Kleie, welchem man nach dem Auskühlen etwas Schwefelsäure zusetzt, die man in dem Brei gut verteilt. Auf 1 Liter Kleie nimmt man 1 Eßlöffel Schwefelsäure. Mit diesem saueren Brei werden die betreffenden Gegenstände tüchtig gerieben, bis die schöne kupferrote Farbe des Geschirrs eintritt, nachher wird letzteres mit reinem Wasser abgespült und getrocknet.

Wann sät man Winterendivien? Die Aussaat der Winterendivien hat sich sehr nach Lage und Klima zu richten. Wird zu früh gesät, so werden dieselben zur Winteraufbewahrung zu alt, und wird zu spät gesät, so werden sie nicht groß genug.

Um abgeschnittene Blumen lange frisch zu erhalten, wirft man etwas salpetersaures Natron (Chilisalpeter) — eine Prise — beim täglichen Wechseln des Wassers in das Blumengefäß. Auf diese sehr einfache Art kann ein Blumenbukett vierzehn Tage in voller Schönheit erhalten werden.

Selbstgemachtes Zahnpulver. Statt der teueren Zahnpulver, die man zusammengestellt meist viel teurer bezahlen muß, als die einzelnen Bestandteile wert sind, kann man sich ein ganz vorzügliches und wertvolles Zahnpulver selbst in folgender Weise herstellen: Aus 150 Teilen Veilchenwurzel, 50 Teilen kohlensaurer Magnesia, 1500 Teilen kohlensaurem Kalk, 2 Teilen Thymol in Weingeist gelöst, 10 Teilen Pfefferminzöl, 5 Teilen Gewürznelkenöl, 5 Teilen Zitronenöl und 5 Teilen Eukalyptusöl. Zuerst mischt man alle aufs feinste gepulverten Bestandteile (Veilchenwurzel, Magnesia und Kalk) aufs innigste miteinander und mischt hierauf dem Pulver die riechenden Öle sowie die Thymol-Weingeistlösung hinzu.

Kesselstein zu entfernen. Von Zeit zu Zeit koche man rohe Kartoffelschalen eine halbe Stunde lang in den Gefäßen, aus denen der Kesselstein entfernt werden soll. Dieses einfache und bequeme Verfahren greift das Kochgeschirr in keiner Weise an und ist dennoch mit bestem Erfolge begleitet.

VON FREMDEN SITTEN

Der Dämon der Krankheit.

Bei allen Völkern finden wir den Glauben, daß Krankheiten von Dämonen verursacht werden. Um den Dämon unschädlich zu machen, sucht man ihn entweder „einzusperren“, oder ihn auf andere, belebte oder unbelebte Gegenstände abzuleiten. Im ersteren Falle wird der Dämon „beschworen“ und gezwungen, in ein Erdloch oder eine Flasche zu kriechen, die man schleunigst verschließt, im letzteren mischt man Haare oder Nägelabschnitte Tieren ins Futter und leitet die Krankheit so von dem Menschen ab. Oft werden die Krankheiten auch auf Bäume abgeleitet; auf Weiden, Linden, Eichen oder Hollunderbäume. Auch Tag und Stunde sind in diesem Aberglauben von Bedeutung, so sind sehr günstig jeder Freitag, besonders der Karfreitag. Dann der Neujahrstag und — bezeichnenderweise — auch der erste April. Sehr wirkungsvoll sind Splitter von Bäumen, in die der Blitz eingeschlagen hat. Mit einem Haar des Kranken, das durch einen solchen Splitter in einen gesunden Baum eingekeilt wird, verkeilt man auch die Krankheit. Auch Zahnschmerz wird auf Bäume durch einen Blutstropfen des Zahnfleisches verkeilt und Bruch und Kropf werden Obstbäumen aufgepfropft.

Gure.

Was die Blutrache für die Völker des Balkans und die Vendetta für die Bewohner von Korsika und der beiden Sardinien ist, das ist Gure für die Ureinwohner Australiens. Wenn ein Stammesangehöriger von einem Mitgliede eines Nachbarstammes erschlagen wird, so muß dieses Unrecht gesühnt werden. Die Seele eines Mannes, der erschlagen wurde, hat nicht früher Ruhe, ehe nicht dessen Tod gesühnt wurde; sie muß umherirren und die Verwandten heimsuchen. Die Bestrafung des Schuldigen geschieht bei der ersten günstigen Gelegenheit durch einen Gure-Rachezug. Ein solcher Gure-Rachezug geht unter umständlichen und eigentümlichen Zeremonien vor sich, und natürlich unter Mitwirkung der Zauberer, die bei keinem Anlaß fehlen dürfen. Der Überfall erfolgt frühmorgens, sobald der erste Vogelruf den neuen Tag begrüßt. Wird der Mörder getötet, so nehmen die Rächer Stücke von seiner Haut, von Fleisch und Fett, bisweilen auch seine abgeschnittenen Hände mit sich. Die übrigen Stammesangehörigen des Schuldigen läßt man unbehelligt, es sei denn, daß sie diesem zu Hilfe kommen. Nach der Heimkehr wird den Zurückgebliebenen Bericht erstattet.

Scherzhafte Erinnerungen.

Vom „Papa“ Wrangel.

Als Wrangel zum Befehlshaber sämtlicher Truppen in den Marken ernannt worden war, erließ er einen Befehl, welcher den Offizieren das Tragen der vorschriftsmäßigen Sporen zur Pflicht machte und die sogenannten eigenen Sporen verbot. Indessen kehrten sich die Herren Leutnants wenig oder gar nicht an den Befehl, und so geschah es, daß Papa Wrangel eines schönen Tages einen der Herren, welcher mit unvorschriftsmäßigen Sporen in Berlin unter den Linden spazieren ging, zu sich heranwinkte und ihm in Hinweis auf seinen Befehl drei Tage Stubenarrest audiktierte. „Aber Exzellenz“, platzte der Offizier, verdrießlich über die Strafe, heraus, „Exzellenz tragen ja selbst unvorschriftsmäßige Sporen.“ — „Wa—was!“ rief der alte Wrangel, indem er nach seinen Absätzen guckte, „Wahrhaftig, das ist wahr! — Schwerenot, dafür verdiene ich mindestens vierzehn Tage Stubenarrest; und diese machen Sie wohl bei der Gelegenheit für mich mit ab, Herr Leutnant.“

Die Kerle wollten eben nich jleich looken!

Vom Marschall Vorwärts wird folgende Anekdote erzählt: Blücher hatte seinen eigenen Pfeifenmeister, Christian Hennemann mit Namen, der des Marschalls Pfeifen zu stopfen und instand zu halten hatte. Während einer großen Schlacht übergab er ihm die kurze Tonpfeife, die er gerade im Munde hielt, mit dem Auftrag: „Da, halt sie warm, ich komme gleich wieder.“ Und hussa ging's auf den Feind los. Spät abends nach geschlagener Schlacht kehrte Blücher an den Platz zurück, wo er richtig seinen Pfeifenmeister noch rauchend fand. Der sagte vorwurfsvoll: „Mehrere haben sie mir vom Mund geschossen, die hab' ick noch!“ Blücher nahm sie und entschuldigte sich: „Es hat etwas länger gedauert, die Kerle wollten eben nich jleich looken!“

Kleine Weisheiten.

In den norwegischen Fjorden ist das Wasser meist so klar, daß man darin Gegenstände von 3½ bis 4 Zentimeter Durchmesser noch auf 50 Meter Tiefe erkennen kann.

*

Die gewöhnliche Lokomotive besteht aus ungefähr 5416 Teilen.

*

In Rußland besteht in einigen Distrikten an der Wolga noch heutigentags die Kaufehe. Der Vater des jungen Mannes hat für dessen Heirat zu sorgen und den Kaufpreis (20 bis 80 Mark) zu erlegen.

*

Newyork zählt doppelt soviel Deutsche wie Bremen.

*

Die Baukosten des Suezkanals betragen rund 400 Millionen Mark.

*

Der älteste Tunnel ist vom König Heskia von Jerusalem (727 bis 699 vor Christi) erbaut.

*

Die Chinesen waren das erste Volk, welches Banknoten besaß, die jetzt aber außer Kurs gesetzt und nur noch in geringer Anzahl als Kuriositäten erhalten sind.

Seltsame Ursache.

Entdeckung einer Goldmine.

Zur Zeit des kalifornischen Goldfiebers wanderte ein Goldgräber namens Adams aufs Geratewohl durch die Berglandschaft, um irgendwo einen Platz zu entdecken, dessen Bearbeitung sich für ihn lohnen würde. Einen Rucksack, der all sein weltliches Besitztum in sich barg, trug er auf dem Rücken. Er marschierte stundenlang, trotzdem die Mittagssonne glühend brannte. Auf einmal war es ihm, als bemerke er einen Brandgeruch. Er erspähte aber weder ein menschliches Wesen noch eine Rauchsäule, die eine menschliche Behausung verraten hätte. Da durchfuhr ihn blitzschnell die furchtbare Erkenntnis, daß sein eigener Rucksack zu brennen anfange, der fünfzehn Pfund Sprengpulver barg, und daß er selbst diesen Brand verschuldet habe, indem er seine Lupe zur Untersuchung des Gesteins außen am Rucksack befestigt hatte. Den Gedanken fassen und den brennenden Rucksack abreißen und von sich schleudern, war das Werk eines Augenblicks. Der Sack fiel zwischen zwei große Felsblöcke. Wenige Augenblicke darauf ertönte ein ohrenbetäubender Knall, daß der Boden zitterte und Adams hinter einen Felsvorsprung geschleudert wurde. Als sich der Qualm verzogen hatte, ging er nach dem Fleck zurück, wo seine geringe Habe in die Luft geflogen war, denn er wollte wenigstens sehen, ob nicht eines oder das andere davon unversehrt geblieben sei. Wer beschreibt seinen freudigen Schreck, als er den bei der Explosion bloßgelegten Quarz von purem Golde erglitzern sah! Das sich selbst überlassene Sprengmaterial hatte mit bedeutend größerem Erfolge gearbeitet, als er mit all seiner Umsicht und Berechnung es jemals gekonnt hatte: es hatte ihm eine der reichsten Goldminen erschlossen. Er nannte sie in der Freude seines Herzens „den Momenttreffer“ und wurde durch sie ein steinreicher Mann.

Küche und Keller.

Sauerkraut mit Schinken. Eine Form streicht man gut mit Butter aus, legt eine 2 Zentimeter hohe Schicht Sauerkraut hinein, auf dieses eine Lage geschälter, in Viertel geschnittener Borsdorfer Äpfel, die man mit Schinkenscheiben belegt. Mit dem Einlegen dieser Schichten wird fortgefahren, bis die Form gefüllt ist. Auch gibt man immer zu jeder Schicht Sauerkraut ein Stück Schweinefett, überfüllt die oberste Schicht mit gutem, saurem Rahm und läßt die Speise bei mäßiger Hitze drei Stunden backen. Beim Anrichten werden obenauf kleine Bratwürstchen gelegt.

Kartoffelkugeln als Beigabe für Fleisch. Ein halbes Kilogramm geriebene gekochte Kartoffeln werden noch warm mit einem Eßlöffel Butter, Salz und einigen Eßlöffeln warmer Milch vermischt, dann werden 1—2 Eier daran geschlagen, etwas Muskatnuß und Parmesankäse darüber gerieben, nußgroße Kugeln davon geformt, diese in zerklopftem Ei und Reibbrot gewendet und dann in reichlich Fett schön gelbbraun gebacken.

Heringsbrötchen. Ein entgräteter, gut gewässerter Hering wird mit dem Gelben eines hartgekochten Eies, einer mittelgroßen geriebenen Zwiebel, einem Eßlöffel Essig, einem halben Löffel Öl, etwas Mostrich und Pfeffer gut untermengt. Weißbrötchen schneidet man auf, bestreicht sie mit Butter und dick mit der Heringsmasse, richtet sie auf einer Schüssel zierlich an und verziert das Ganze mit Zitronenscheiben.

Senf selbst zu bereiten. Man rührt 375 Gramm weißen und 125 Gramm schwarzen fein gemahlenen Senf mit etwas kochendem Wasser in einem Napf zu einem kochenden Brei an, den man ausquellen und auskühlen läßt; inzwischen kocht man einen halben Liter Pasteureissig mit 200 Gramm Kandiszucker und 30 Gramm Salz auf, läßt ihn erkalten und mischt ihn nach und nach unter beständigem Umrühren unter den Senf, fügt 2 Gramm gestoßenen Piment, 2 Gramm Zimt, 2 Gramm Nelken, 1 Gramm Muskatblüte und 1 Gramm Ingwer, alles fein gestoßen, hinzu, füllt den Senf in Steinbüchsen und überbindet dieselben mit Blase.

Herforder Erzähler

Tägliche Unterhaltungs-Beilage zur

Herforder Zeitung für Stadt und Land.

Herford, den 10. Dezember 1914.

Zwischen den Schlachten

Kriegsroman aus den Jahren 1870/71 von Otto Elster.

(14. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich wünschte, du hättest mich begleiten können. Es ist ein herrlicher Wintertag draußen.“

„In nicht zu langer Zeit hoffe ich imstande zu sein, deine Spaziergänge zu teilen, Mama.“

„Ich habe schon daran gedacht, mein Kind“, fuhr die alte Dame fort, indem sie ihrer Tochter sanft die Hand streichelte, „ob es nicht möglich wäre, daß wir jetzt schon nach dem Süden abreisten.“

„Nach dem Süden, Mama? Erinnerst du dich nicht, daß sich der Krieg mehr und mehr dem Süden nähert?“

„Ich meine nicht den Süden Frankreichs, sondern die Riviera Italiens, Neapel oder Sizilien. Die deutschen Behörden werden uns sicherlich einen Paß ausstellen. Von dort aus können wir leicht Marseille erreichen und, ohne das von den Deutschen besetzte Gebiet durchreisen zu müssen, nach Chatillon gelangen. Papa schrieb noch in seinem letzten Brief, daß er große Sehnsucht nach dir hegte.“

„Der liebe, gute Papa! Auch ich möchte gern bei ihm sein in dieser schweren Zeit. Ich fürchte nur, der Krieg wird sich auch über Chatillon hinaus ausdehnen, und dann leben wir hier ruhiger als dort.“

„Ich weiß, daß in Marseille und Lyon sich eine große Armee angesammelt hat, welche den Süden Frankreichs schützen wird. Die Deutschen können doch nicht ganz Frankreich besetzen?“

Jeanne sah gedankenvoll vor sich nieder. In der letzten Zeit hatte sie die Kriegführung der deutschen Heere aufmerksam verfolgt und die Überzeugung gewonnen, daß die Deutschen auch eine Okkupation des gesamten Landes ausführen könnten. Ihre Hochachtung vor der meisterhaften Strategie der deutschen Heerführer war durch Onkel Hoffer noch vermehrt worden, welcher der Kriegskunst des Generals Moltke eine allerdings widerwillige, aber ehrliche Bewunderung zollte. Jeanne setzte demnach dem Vertrauen ihrer Mutter Zweifel entgegen, äußerte diese indessen nicht, um ihrer Mutter patriotischen Stolz zu schonen. Andererseits wünschte sie in der Tat, von hier abreisen zu können. Nur wollte sie durch eine plötzliche Abreise ihre Verwandten nicht verletzen. „Wenn wir abreisen könnten, Mama“, sagte sie nach einer Weile, „ohne den Onkel, der mich wahrhaft liebt, in seinen Gefühlen zu kränken, so wäre ich schon damit einverstanden, doch ich werde ja auch hier gesunden. Die Wunde in der Schulter ist ja längst geheilt; die Schwäche, die mich zuweilen noch befällt, werde ich auch bald überwunden haben. Wenn nur der Frühling erst käme. Ich habe solche Sehnsucht nach dem Frühling. Papa schrieb in seinem letzten Brief, daß er hoffe, im Frühling hierher zu kommen; dann würde der Krieg ja wohl zu Ende sein. Er müsse hier einmal nach seinen Besitzungen sehen. Vielleicht schreibst du ihm, daß er früher kommt, dann kehren wir mit ihm nach Chatillon zurück.“

„Gern, mein Kind, wenn du es wünschest. Von Papas Besitzungen hier wird aber nicht viel übrig geblieben sein. Unser Haus in Pfalzburg wird in Trümmern liegen, und die Wälder und Weinberge sind verwüstet durch die deutschen Truppen.“

„Das ist der Krieg, Mama“, seufzte Jeanne leise auf.

„Ja, ja, der Krieg“, sprach Madame de Parmentier und sah trübe sinnend in die winterliche Landschaft hinaus, während sich ihre Augen langsam mit schweren Tränen füllten und ein tiefer Schmerz um ihren feingeschnittenen Mund zuckte.

Jeanne legte den Arm zärtlich um der Mutter Hals und schmiegte sich an ihr Herz. „Du denkst an Maxime, Mama?“

„Ja, mein Kind. An meinen Sohn, der auf dem Felde der Ehre gefallen ist.“

„Hast du sichere Nachrichten, Mama?“

„Nein, Jeanne. Du weißt, daß ich den letzten Brief von ihm kurz nach dem Unglückstage von Sedan erhielt. Der Brief war am 31. August in Mezières zur Post gegeben. Seitdem habe ich nichts von ihm gehört. Er wird vor Sedan den Tod gefunden haben.“ Sie verhüllte ihr Antlitz in die Hände und weinte leise.

„Weine nicht, meine gute Mama“, flüsterte Jeanne innig, während ihr doch selbst die Tränen über die Wangen perlten. „Maxime kann in deutsche Gefangenschaft geraten sein; solange wir keine sichere Kunde seines Todes haben, müssen wir hoffen.“

„Wenn Maxime lebte, er hätte mir auf irgendeine Weise Nachricht gegeben oder geben lassen. Nein, nein, Jeanne, dein Bruder ist tot. — Aber ich will nicht mehr weinen“, fuhr sie stolz und sich emporrichtend fort, „bei dem furchtbaren Unglück, welches Frankreich getroffen hat, geziemt es uns nicht, unseres kleinen, persönlichen Schmerzes zu gedenken. Wenn Maxime gefallen ist, so ist er den Heldentod für das Vaterland gestorben, seines Namens, seiner Väter würdig. Er hat den Sturz seines Vaterlandes, seines Kaisers nicht überlebt — wohl ihm!“

„Mutter, meine teure Mutter . . .“

Fest drückte Madame de Parmentier ihre Tochter an das Herz. „Du bist nun mein einziges Kind, meine Jeanne, und von dir werde ich mich niemals trennen.“

„So wenig ich mich von dir jemals trennen werde, meine Mutter.“ Die beiden Frauen hielten sich noch fest umschlungen, als Madame Hoffer und Josephine eilig in das Zimmer traten.

„Eine große Neuigkeit, liebe Cousine!“ rief Madame Hoffer.

„Wieder eine Schlacht geschlagen?“ fragte Madame Parmentier mit trübem Lächeln. „Wieder ein Sieg der Deutschen . . . man ist das allmählich gewöhnt.“

„Dieses Mal keine Schlacht, meine Liebe, wenn auch ein Erfolg der Deutschen. Aber er hat keines Menschen Leben gekostet. Pfalzburg hat kapituliert! Heute mittag ist die Kapitulation unterzeichnet worden. Die Garnison ist kriegsgefangen, die Offiziere sind auf Ehrenwort, in diesem Kriege nicht wieder gegen Deutschland zu kämpfen, auf freiem Fuß belassen, dürfen aber Elsaß-Lothringen nicht verlassen.“

Der Kapitän bestätigte die Nachricht. Heute nachmittag noch zögen die deutschen Truppen in die Stadt ein, und morgen würden die Tore auch für die Bewohner der Stadt und die Landleute geöffnet. Damit sei der freie Verkehr mit Pfalzburg wiederhergestellt.

„Wir können jetzt auch unser Haus in der Stadt beziehen, liebe Cousine", setzte Monsieur Hoffer, zu Madame de Parmentier gewandt, hinzu. „Chateau Pernette ist auf einen solch' strengen Winter, wie der diesjährige, nicht eingerichtet. Unser Haus in der Stadt ist wärmer und behaglicher."

„Ich bin es zufrieden, Vetter", erwiderte Jeannes Mutter. „Sie wissen, lieber Freund, daß auch wir ein Haus in Pfalzburg besitzen. Vielleicht können Jeanne und ich dort wohnen, wenn es die Beschießung überstanden hat."

„Ich fürchte nein, Cousine. Ihr Haus liegt an der Westseite der Place d'Armes, dicht neben der Kirche. Gerade dieses Viertel der Stadt ist durch das Bombardement arg mitgenommen worden."

„Wir werden ja sehen. Inzwischen wollen wir alles zur Übersiedlung vorbereiten."

Jeanne blieb allein im Zimmer zurück. Gedankenvoll sah sie vor sich nieder. Sie empfand es freudig, daß die Leiden der Stadt jetzt zu Ende waren, ein Gefühl der Befriedigung aber schlich sich in ihr Herz, wenn sie daran dachte, daß sie binnen wenigen Tagen das Haus des Kapitäns verlassen könnte, ohne ihn und seine Familie zu betrüben. Sie erkannte dankbar die innige Liebe, die Fürsorge ihrer Verwandten um ihr Wohlergehen an, sie selbst liebte den braven Kapitän und die gutmütige, jederzeit aufmerksame und gefällige Josephine, und wenn sie auch keine herzliche Zuneigung zu Tante Juliette empfinden konnte, die ihre ehrgeizigen Pläne in bezug auf eine Vermählung ihres Sohnes mit Jeanne nie hatte so recht verbergen können, so mußte diese doch anerkennen, daß Madame Hoffer ihr die aufmerksamste und sorgsamste Pflegerin während der Krankheit gewesen war. Dennoch war es für Jeanne oftmals ein drückendes Gefühl, in dem Hofferschen Hause zu weilen, denn sie verbarg ein Geheimnis vor ihren Verwandten, dessen Enthüllung diese in die tiefste Verzweiflung versetzt haben würde. Gegen niemanden, selbst nicht gegen ihre Mutter, hatte Jeanne ein Wort darüber verloren, daß sie denjenigen, welcher in jener furchtbaren Nacht den Schuß auf sie abgefeuert, kannte. Sie hätte ja dann auch das Geheimnis ihres Herzens enthüllen müssen, und dazu fühlte sie sich nicht imstande. Wie ein heiliges Kleinod bewahrte sie die Erinnerung an ihre Liebe zu dem deutschen Offizier in der tiefsten Tiefe ihres Herzens. Als sie in jener Nacht von dem Geschoß des Rasenden in den Armen Axels zusammenbrach, hatte sie das Geständnis seiner Liebe in seinen angstvollen Augen, auf seinen zuckenden Lippen gelesen, hatte sie selbst dem geliebten Mann ihr eigenes Herz geöffnet, hatte sie selbst ihm ihre Liebe gestanden. Der Augenblick, in dem sich all ihr Empfinden, ihr ganzes Leben, Fühlen und Denken zusammengedrängt, hatte ihr das Geständnis der Liebe abgerungen. Sie wollte nicht sterben, ohne einmal in seine Augen geblickt, ohne einmal das Wort der Liebe von seinen Lippen gehört zu haben.

Sie hatte es vernommen, ihr Herz jubelte auf, dann umhüllte tiefe Bewußtlosigkeit ihre Sinne, und als sie erwachte, lag sie auf ihrem Lager, umgeben von den besorgten Gesichtern der Verwandten, kraftlos, ohne klare Erinnerung, ohne Vorstellung von dem, was mit ihr geschehen war. Aber in dem traumhaften Zustand der ersten Wochen ihres Krankenlagers sah sie immer wieder den angstvoll-leidenschaftlichen Blick seiner Augen, hörte sie immer wieder seine angstvoll-bebende Stimme ihren Namen rufen, und ein seliges Gefühl rann durch ihre matten, müden Glieder und zauberte auf ihrem Antlitz ein schwaches, fast überirdisches Lächeln hervor.

Langsam genas sie. Die Erinnerung an all die Vorgänge der furchtbaren Nacht kehrte zurück und mit ihr der Entschluß, der braven Familie ihrer Verwandten nicht das entsetzliche Geheimnis zu eröffnen, daß es deren eigener Sohn und Bruder gewesen, welcher die Waffe gegen sie gekehrt. Sie mochten in dem Glauben bleiben, daß ein unglückseliger Zufall das Geschoß, welches Jeanne verwundet, gelenkt hatte. Viktor blieb seit jenem Abend verschwunden. Kapitän Hoffer nahm an, daß er sich zur französischen Armee durchgeschlichen hätte und jetzt vielleicht bei Paris oder bei Orleans gegen die Deutschen kämpfte. Mit dem alten Kapitän war übrigens eine seltsame Veränderung vorgegangen. Solange der Kaiser Napoleon an der Spitze Frankreichs stand, zeigte sich der Kapitän als der eifrigste Patriot. Nachdem aber die Republik errichtet war, hatten sich sein Patriotismus und seine Begeisterung für den Kampf gegen die deutschen Heere merklich abgekühlt. Er sprach jetzt oft die Ansicht aus, daß nach Sedan ein ehrenvoller Frieden der Weiterführung des Krieges vorzuziehen gewesen wäre, da ja Hoffnung auf einen Erfolg doch nicht vorhanden sei. Er achtete die republikanischen Heere gering; er hatte die Tapferkeit und die Kriegstüchtigkeit der deutschen Armee kennen gelernt; wenn nicht einmal die alte kaiserliche Armee den Deutschen hatte erfolgreichen Widerstand leisten können, wie sollten denn diese zusammengelaufenen Bataillone der republikanischen Nationalgarde den Sieg wieder an die französischen Fahnen heften können? Deshalb begrüßte der Kapitän auch die Kapitulation Pfalzburgs mit einem Gefühl der Befriedigung. So war doch wenigstens den nutzlosen Leiden der Einwohnerschaft ein Ende gesetzt.

Das freundliche Städtchen bot einen traurigen Anblick wilder Zerstörung nach der Übergabe an die preußischen Truppen. Die Wälle und die Erdbastionen mit den prächtigen hundertjährigen Linden und Platanen waren durch die deutschen Geschosse arg mitgenommen, wenn diese auch der eigentlichen Schutzwehr der kleinen Festung, den in Felsen eingesprengten tiefen Gräben und Umwallungen, keinen großen Schaden hatten zufügen können. Mehrere Magazine, die Munition oder Proviant enthielten, waren durch Feuer zerstört; die prächtige, alte Kirche, sowie fast der ganze westliche Teil der Stadt lagen in Trümmer. Viele Einwohner waren durch die auf den Straßen zerspringenden oder die Dächer durchschmetternden Granaten verwundet oder getötet worden. In den letzten Wochen war eine Blatternepidemie ausgebrochen und forderte zahlreiche Opfer. Als schließlich auch noch der Hunger sein gespenstisches Haupt innerhalb der belagerten Stadt erhob, war die Sterblichkeit zu einer furchtbaren Zahl angewachsen.

Nach abgeschlossener Kapitulation atmete die Bevölkerung auf. Wenn sie auch keine Freude empfinden konnte, als das Landwehrbataillon, welches die Festung besetzte, mit Trommeln und Pfeifen einrückte, so sah man den preußischen Soldaten doch mit einer stumpfen Gleichgültigkeit entgegen. Schlimmer als in den letzten Wochen unter der scharfen Herrschaft des tapferen Kommandanten, Major Tailland, konnte es den Pfalzburgern auch unter deutscher Regierung nicht ergehen. Die französische Besatzung sah man ohne Bedauern scheiden. Es hatten sich unter dieser so viele zweifelhafte Elemente, Versprengte aus der Schlacht bei Wörth, flüchtige Franktireurs, gemischt, daß die Sicherheit von Gut und Leben der Einwohner oft genug durch die eigenen Verteidiger bedroht schien. Major Tailland ahndete freilich jeden Exzeß seiner Soldaten mit strenger Strafe, aber vieles kam nicht zu seinen Ohren, und denunzieren mochten die Einwohner die eigenen Soldaten nicht.

Zweiundfünfzig Offiziere und achtzehnhundert Mann streckten die Waffen, nachdem auf Befehl des Major Tailland die 65 Geschütze der Festung vernagelt worden waren. —

Das Haus, welches Jeannes Eltern gehörte, war in der Tat durch die Beschießung so arg beschädigt worden, daß Madame de Parmentier sich entschloß, auch fernerhin bei dem Kapitän Wohnung zu nehmen. Monsieur Hoffers Haus, ein schönes, zweistöckiges Gebäude, in dessen unteren Räumen sich ein Café befand, lag an dem großen Platz in der Mitte der Stadt. Auf diesem Platz, dem Sammelpunkt der Pfalzburger, befand sich das Denkmal des berühmten Sohnes der Stadt, des Marschalls Mouton, Comte de Lobau. Eine doppelreihige Platanenallee umsäumte den hübschen Platz, dessen eine Seite jetzt allerdings einem Trümmerhaufen glich.

Am dritten Tage nach der Kapitulation bezog die Familie Hoffer mit Madame de Parmentier und Jeanne das Haus an der Place d'Armes. Nicht ohne Wehmut schied Jeanne von dem einsamen Chateau Pernette, mit dem sie die Erinnerung für alle Zeit auf das engste verknüpfen würde.

In der Stadt gab es viel zu tun. Der Kapitän suchte seine alten Bekannten auf. Madame Hoffer und Josephine räumten die Wohnung ein und Madame de Parmentier schrieb einen langen Brief an ihren Gatten, der noch immer in Chatillon weilte.

So war Jeanne sich selbst überlassen. Sie stand am Fenster des Wohnzimmers und ließ die Blicke über den Platz schweifen, auf dem sich ein reges Leben entwickelte. Aus den Dörfern waren die Landleute gekommen, um ihre Vorräte zu verkaufen. Frisches Fleisch, Kartoffeln, Eier, ja, selbst Brot und Mehl waren in den letzten Wochen in Pfalzburg selten geworden, und so beeilte sich jeder, Küche und Keller wieder mit den lang entbehrten Vorräten zu füllen. Vor der an dem Platz liegenden Hauptwache standen die bärtigen, preußischen Landwehrleute und sahen mit behäbigem Lächeln dem Treiben auf dem Markte zu.

(Fortsetzung folgt.)

Rache.

Groteske von Heinrich Goldmann.

(Nachdruck verboten.)

„Komm' bloß mal her!" rief der Professor von der Terrasse seiner Villa durch die Glastür.

Der Baron, der im Klubsessel lag, zog langsam die Beine an sich, um sich zu erheben.

„Die verfluchte Botanik bringt mich noch um!" brummte er ärgerlich. „Aber was tut man nicht alles einem Manne zuliebe, der eine hübsche Frau hat!"

Dann schlüpfte er hinaus.

„Sieh nur dieses seltsame Farbenspiel!" sagte der Professor und hielt dem Gastfreunde eine Tulpenblüte vor die Nase. „Der Kelch ganz unten tiefblau, nach der Mitte zu leicht abgeschattet und gegen den Rand hin bleich wie eine Wasserrose."

Der Baron nahm die Blüte in die Hand und prüfte sie stirnrunzelnd.

„Blau!" warf er leichthin. „Ich sehe nur: blau. Wo ist hier etwas Weißes?"

„Mein Gott, Franz, du machst mir Angst! Deine Sehkraft verschlimmert sich zusehends. Vor ein paar Tagen war's noch nicht so schlimm."

„Zum Donnerwetter, Karl, diese Tulpenblüte hier ist blau! Nur blau!" schrie der Baron, und eine wilde Röte der Angst flammte auf seinem Gesicht.

„Kind, verlaß dich darauf, es steht sehr schlimm mit deinem Augenlicht. Es scheint, so schrecklich es auch klingt, keine bloße fixe Idee von dir zu sein, wenn du immer davon sprichst, daß du noch mal erblinden würdest. Geh' zum Augenarzt! Schleunigst!" —

Eine schwüle Pause trat ein. Der Baron zitterte fast.

Der Professor bückte sich über ein benachbartes Beet und dachte: „An dem Gliede, mit dem man sündigt, soll man gestraft werden!"

Die Art nämlich, wie der Baron die Gattin des Professors anzublicken pflegte, ließ diesen in rasender Eifersucht um den Bestand seines ehelichen Glückes besorgt sein.

Nach ein paar Tagen hatte es der Professor dahin gebracht, daß der Baron ihn auf einer Reise nach dem Süden zu begleiten sich entschloß.

Der D-Zug schoß wie eine Schwalbe durch die Landschaft.

„Sieh nur diesen prachtvollen Fasan dort unten!" rief der Professor.

„Fasan —? — Ich sehe keinen Fasan!" erwiderte der Baron, der dem Professor gegenüber am Fenster saß.

Seine Stimme hatte einen nachlässigen Tonfall, aber in seinen Blicken glühte ein fieberhaft ängstliches Suchen. Einen Fasan konnte er nicht entdecken. „Herrgott!" dachte er, „ist es denn wirklich bald so weit?"

„Franz!" bemerkte der Professor, „du wirst ja so bleich! Fehlt dir etwas? — Hier, nimm einen Schluck Kognak!"

Gierig goß der Baron den Inhalt des gefüllten Zinnbecherchens hinunter.

„Jetzt fahren wir bald durch den Tunnel", warf der Professor leicht hin.

Der Baron schwieg.

Das monotone Fauchen und Stampfen der beiden Lokomotiven warf sich über die Felder, die der Schienenstrang wie eine vibrierende Narbe durchschnitt.

Der Professor beobachtete heimlich sein Gegenüber.

Keiner von beiden sprach ein Wort.

Plötzlich warf sich ein gellender Pfiff durch die Luft. Wie ein klingender Lassowurf. Der Zug fuhr in den Tunnel ein.

„Gott, wie schrecklich, mein lieber Franz, muß es sein, nicht sehen zu können!"

Der Baron schwieg.

Minute auf Minute verging. Der Zug bohrte sich mit rasender Geschwindigkeit durch die Finsternis.

Der Baron blickte nach rechts, nach links, nach oben, nach unten. Alles stockdunkel.

„Jawohl — schrecklich muß es sein!" wiederholte er in Gedanken die Worte des Professors.

Aber man war ja im Tunnel. Und wenn man bloß erst wieder im freien Lichte wäre!

„Grauenhaft —!" sagte der Baron leise vor sich hin.

Jetzt, hier im Tunnel, befielen ihn die Schrecken seiner fixen Idee, einmal erblinden zu müssen, mit nie gekannter Gewalt. Er dachte an nichts. Alles war von ihm abgefallen. Sein Stolz, seine Daseinsfreude, seine Pläne, seine Leidenschaften. Ja, wenn er ehrlich sein wollte —: verzehrende Liebe zu jener Frau, die — einem andern gehörte — dem, der da vor ihm saß — diese Liebe regte sich mit keiner Faser in seinem Herzen. Und er wäre imstande gewesen, für diese Frau zu sterben. „Merkwürdig", dachte er, „man sitzt in einem Tunnel und sieht nichts von der lieben Welt, und es befällt einem plötzlich eine Angst, die ganz unbegründet ist, und schon hat man alles vergessen, was einem das Leben eben noch verschönt und lebenswert gemacht hat. Es kommt einem fast so vor, als könnte der Mensch ohne alles auskommen, wenn er nur das liebe Leben hat und an allen Gliedern gesund ist."

Dem Baron war es fast feierlich zumute. Er fühlte eine Art Stimmung, die gewissermaßen dazu geschaffen schien, Vorsätze zu fassen. Und im Schauer dieser angstdurchzitterten Andacht zog leise sein Leben an ihm vorüber. Und in diesem Wandelpanorama flammt manch' greller Fleck auf. Und es war dem Baron, als stiege an solchen Stellen eine Art Bedauern in ihm auf. Weiter und weiter rückte die Bilderreihe. Und es trat die Stunde vor seine Seele, in deren Rahmen sein Auge die Schönheit jener Frau zum erstenmal trank . . .

„Wieviel gibt doch das Leben!" stöhnte es in ihm auf. „Und in der Vorstellung, als ein Blinder durch die Welt gehen zu müssen, hat man plötzlich die weise Erkenntnis, daß man allein schon glücklich wäre, wenn man nur sehen könnte, ohne das Gesehene zu besitzen."

„Und", so schlangen sich die Gedanken des Barons folgernd weiter, „das will also besagen, daß der Mensch überhaupt kein Recht hat, sich das, was er sieht, gleichzeitig auch als Besitz zu wünschen. Wie zum Beispiel — jene Frau, die, wenn sie überhaupt besessen werden darf, nie und nimmer von ihm als Besitz gewünscht werden dürfe . . ."

„Merkst du, wie es langsam heller wird?" brach plötzlich der Professor in die Gedanken des Barons ein.

„Keine Spur!"

„Ich täusche mich nicht. Ich sehe es doch."

Der Baron hob sich unwillkürlich etwas aus den Polstern und bohrte den Blick in die Dunkelheit. Nicht die geringste Spur von aufglimmender Helligkeit. Totenblässe überzog sein Gesicht, und seine Hand zuckte nach der Hosentasche. Kein Zweifel: der fürchterliche Augenblick war eingetre —

„Gott sei Dank —!" rief plötzlich der Professor. „Wieder im Licht. Oh, du schöne sonnige Welt!"

Da krachte ein Schuß, und der Pulverblitz zerriß für eine Sekunde die Finsternis des Tunnels, aus dem der Zug in Wirklichkeit erst nach einer Minute ins Freie stieß.

„Gelungen —!" murmelte der Professor in bebendem Rachedurst.

Dann zog er die Notleine.